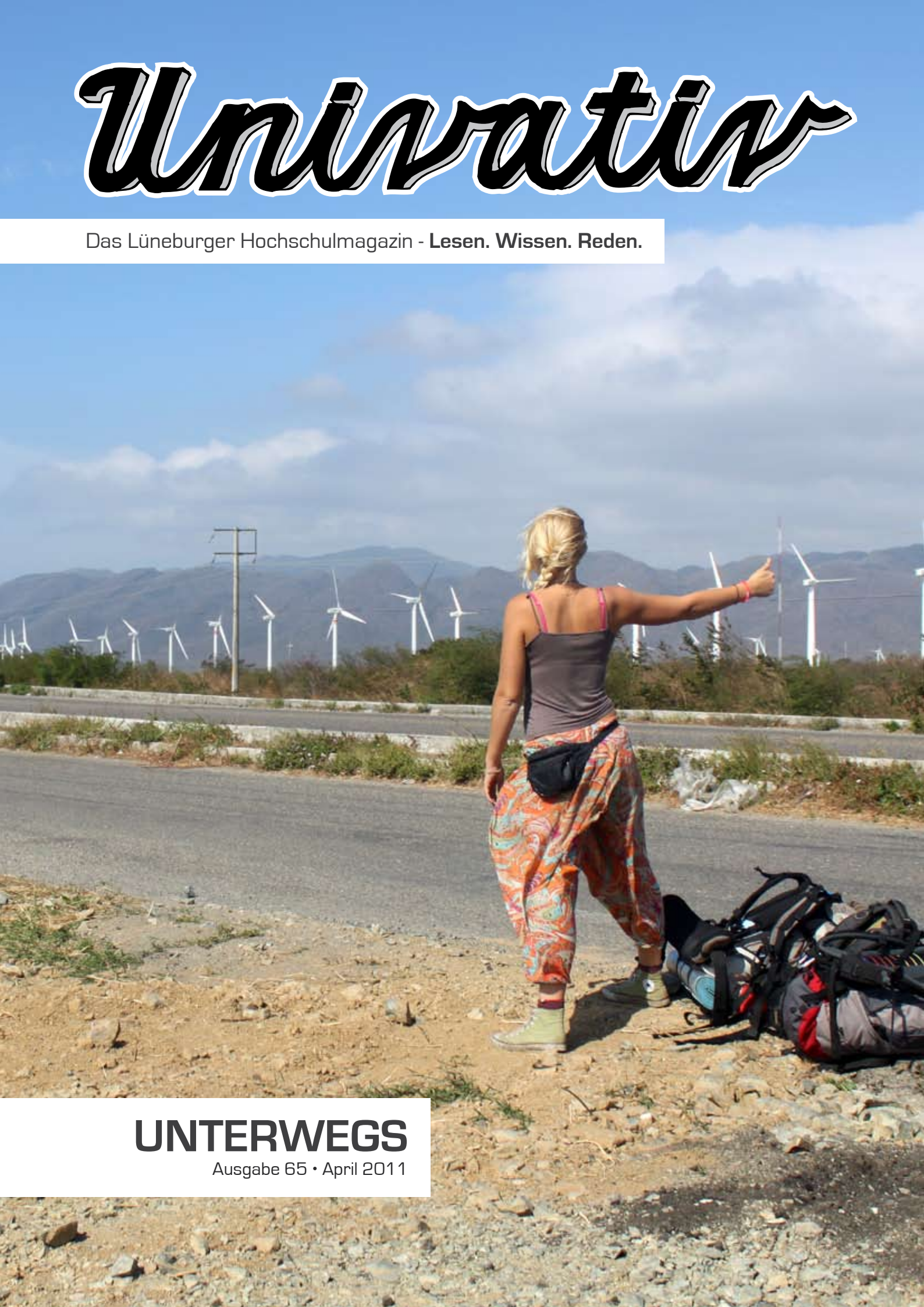
Univativ

Das Lüneburger Hochschulmagazin - **Lesen. Wissen. Reden.**



UNTERWEGS

Ausgabe 65 • April 2011

Inhaltsverzeichnis

» *Univativ* 65 • April 2011

» UMFRAGE

4 *Univativ* Umfrage
Wohin bist du unterwegs?

» TITEL

5 Modell Fernbeziehung
Machen? Lassen? – Ein kleiner Leitfaden
6 Astra unterwegs
Der Weg vom Getreidefeld auf den WG-Tisch
8 Daumen raus für sauberes Trinkwasser
Team „Ist halt'n Job" beim Viva con Agua Tramprennen 2010
9 Die Stadt unter der Stadt
Bunkerführung in Hamburg
10 Weltweit unterwegs
Die schönsten Einsendungen des Titelbild-Wettbewerbs

» LÜNEBURG

12 Kaltenmoor im Mondschein
Die Initiative „Moonlightsports" in Lüneburg
13 Muttersöhnchen, 37, sucht …
Begegnungen beim Mitbewohner-Casting
14 Eine feuerfeste Perspektive
Die Stuntschule Showtime bildet Jugendliche zu Stuntleuten aus

» STUDIERENDE AKTIV

15 Was macht eigentlich …
Das AStA-SprecherInnenkollektiv?
16 Die Vielfalt macht's
Lüneburgs studentische Unternehmensberatung Canvas Consulting
17 Unruhige See
Aus dem Alltag zweier Ruderer

» GLOBETROTTER

18 Überschätzte Reiseziele
19 Unterschätzte Reiseziele
20 Erasmus – hin und weg
Ich packe meinen Koffer … nach meinem Auslandssemester in Barcelona
21 Ahoi!
Eine Geschichte über das Leben an Bord der Gorch Fock

» CAMPUS INSIDE

22 Spoun 2.0?
Im Jahr 2012 steht die Präsidentenwahl an
24 Zu schöngeistig?
Richard David Precht zu Gast an der Leuphana Universität Lüneburg
26 Ist das Kunst oder kann das weg?
Unterwegs mit der Hochschulpolitischen Campusführung

» ZEITGEIST

27 Werdender Vater auf Abwegen
Eine Aufforderung zu mehr Diskussion über das Private
28 Auf Spurensuche
Unser Selbst im Internet
29 Tierwelt in Zahlen
30 „Solange die Prostituierten hier sind, sind wir für sie da"
Eine Gruppe Jugendlicher kümmert sich um die Frauen auf St. Georgs Straßenstrich
32 Gutbürger
Ich kann auch wütend!

» SERVICE

33 Univativ testet …
Wandern in Lüneburg
34 Auf in den Festivalsommer
Festivals 2011 in Lüneburg und Umgebung
35 E-Mail aus Indien
Eine ehemalige Lüneburger Studentin berichtet von ihrer Reise
35 Neues Album, neuer Stil
Die Band Fotos zeigt mit „Porzellan" ihr Können

Editorial

Man reist nicht nur um anzukommen, sondern vor allem, um unterwegs zu sein.
(Johann Wolfgang von Goethe)

Bereits der gute Goethe hat es gewusst: Unterwegs sein ist das Maß aller Dinge. Unterwegs als Reisender, als Suchender und Hoffender, vielleicht auch irgendwann als Findender.

Gefunden haben wir für diese Ausgabe schon mal eines: das beste Unterwegs-Titelfoto, das ihr auf dem Cover bestaunen könnt. Geschickt hat es uns Myrian Schwitzner, die als Dank für ihre Mühe nun stolze Besitzerin eines NOA-Haubenlerche T-Shirts ist. An unserem Titelfoto-Wettbewerb haben sich aber auch zahlreiche andere Studierende beteiligt. Die schönsten und kreativsten Einsendungen findet ihr auf den Seiten 10 und 11.

Die Artikel unserer April-Ausgabe beweisen, dass man unterwegs nicht nur im Urlaub ist: Ob als Matrose an Bord der Gorch Fock (S. 21), als Pendlerin in einer Fernbeziehung (S. 5), als Präsident unserer Universität (S. 22) oder beim Trampen quer durch Europa (S. 9) … unterwegs sind wir alle irgendwie.

Darüber hinaus soll dieses Heft natürlich auch Inspirationen für tolle Reisen bieten. Damit ihr neue Ziele entdeckt und nicht auf altbekannte Touristenhöllen reinfallt, haben wir in der Univativ Redaktion nachgefragt und auf den Seiten 18 und 19 überschätze und unterschätzte Reiseziele zusammengestellt. Schlussendlich wünschen wir: Viel Glück auf all euren Wegen, in der Welt, in Lüneburg oder wo anders!

Christina Hülsmann, Birte Ohlmann, Lina Sulzbacher

Herausgeber:
Univativ – das Lüneburger Hochschulmagazin e.V.

Anschrift der Redaktion:
C/o DSI Dachverband der Studierendeninitiativen,
Scharnhorststraße 1, 21335 Lüneburg
E-Mail: univativ@leuphana.de
Webseite: www.leuphana.de/univativ

Redaktionsleitung:
Christina Hülsmann, Birte Ohlmann,
Lina Sulzbacher

Geschäftsführung und Anzeigen:
Norman Bos, Birte Ohlmann

Öffentlichkeitsarbeit:
Laura König

Webseite:
Jelka Göbel

Layout / Produktion:
www.damx.de / www.rimi-grafik.de

Titelbild:
Myrian Schwitzner, damxDESIGN

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:
Nadine Adolph, Judith Amshoff, Susanna Andrick, Anna Aridzanjan, Lisa Bendisch, Sarah Benecke, Frederike Bock, Nora Born, Ernst Bögershausen, Marcel Bronk, Ann-Christin Busch, Fiona Dahncke, Sarah El Safty, Katerine Engstfeld, Fabienne Erbacher, Natalja Fischer, Julian Frey, Felix Gessert, Martin Gierczak, Nicole Giese, Jelka Göbel, Sebastian Heilmann, Birte Hensen, David Herborn, Heike Hoja, Christina Hülsmann, Sarah Kociok, Kristin Koepke, Laura König, Marleen Kort, Deborah Kunkel, Michelle Mallwitz, Birte Ohlmann, Lajos Rakow, Pascal Schäfer, Lillian Siewert, Lina Sulzbacher, Judith Trechsler

Redaktionssitzung:
14 tägl. Termine unter univativ@leuphana.de

Erscheinungsweise:
Vier Mal jährlich
Die Univativ Nr. 66 erscheint im Juli 2011

Schlussredaktion:
Nadine Adolph, Sarah El Safty, Jelka Göbel, Hannes Harnack, Christina Hülsmann, Michelle Mallwitz, Birte Ohlmann, Pascal Schäfer, Lina Sulzbacher, Judith Trechsler

Umfrage

» Wohin bist du unterwegs?

Hannah, 19, KuWi: „Ich will hinaus in die Welt!“

Sophia, 22, Wirtschaftsrecht: „Ich bin auf dem Weg, die Ziele die ich im Kopf habe, zu verwirklichen.“

Beatrice, 26, KuWi: „Wandern in Norwegen. Dieses Vorhaben umzusetzen, ist mein Weg im Moment.“

Leonie, 20, KuWi: „In Richtung Unabhängigkeit! Ich bin gerade ausgezogen, habe angefangen zu studieren und bin einfach unterwegs.“

Pascal, 22, UWi: „Ich denke interessant ist, wie man unterwegs ist. Wie man sich so entwickelt, ob man sich selbst verwirklicht, ob man überhaupt vorankommt. So nach dem Motto: der Weg ist das Ziel. Und wo man dann ankommt? Tja ... Raum für Überraschungen muss natürlich auch noch sein.“

Susanne, 23, BWL: „Ich bin unterwegs zur Uni. Ich pendle jeden Tag aus Hamburg hierher. Am Anfang war es in Ordnung, aber mittlerweile nimmt es einfach zu viel Zeit in Anspruch. Vielleicht ziehe ich ja doch irgendwann nach Lüneburg“

Sebastian, 21, UWI: „Ich bin auf dem Weg zur Weisheit, die es nicht gibt. “

Sarah, 20, KuWi: „Ich bin dabei herauszufinden, was ich wirklich will. Auch wenn ich jetzt angefangen habe, KuWi zu studieren, bin ich nicht sicher, ob ich dabei bleibe.“

Umfrage durchgeführt von Frederike Bock

Modell Fernbeziehung

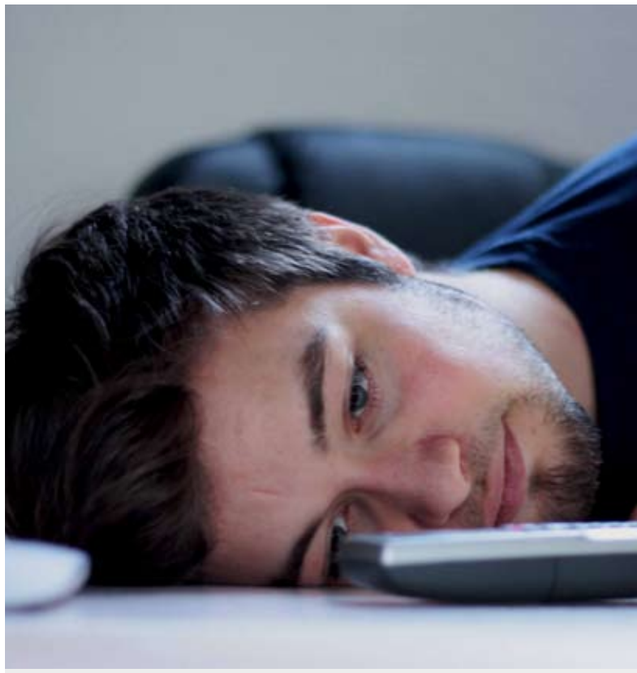
» Machen? Lassen? – Ein kleiner Leitfaden

Heute ist nichts mehr unmöglich. Sich selbst finden, und das möglichst rund um den Globus, ist nicht nur hip, sondern auch effektiv. Und Bologna macht´s möglich. Im Ausland auf seine Grenzen treffen oder den Master in London machen – alles ist drin. Und die Beziehung, die man die letzten Jahre eingehend gepflegt hat? Kein Problem. Auch diese Hürde ist überwindbar. Skype und Co. machen die Fernbeziehung einfacher denn je. Diese Ansicht vertreten in Zeiten der Mobilität und Globalisierung einige Studierende. Doch wie leicht ist das mit der Fernbeziehung wirklich?

Generation Kosmopolit spricht gern mindestens vier verschiedene Sprachen, hat Freunde von Irland bis China und möchte alles mitgenommen und nichts verpasst haben. Was aber, wenn man sich davon löst, sich alle Chancen offen zu halten? Wenn man schlicht und unglamourös die Wohnung in Hannover der in New York vorzieht, um im Gegenzug zusammen mit dem Partner sein Leben verbringen zu können? Ihn abends beim Zähneputzen von hinten umarmen, statt ihm via Laptop vom Tag vorzuhecheln. Ein gemeinsamer Alltag für beide, mit gemeinsamem Frühstück und einer starken Schulter zum Anlehnen, wenn man eine braucht. Oder Variante Fernbeziehung: zwei Alltage nebeneinander, die es allabendlich zu vereinen gilt und nächtliche Anrufe, wenn das Bett so furchtbar leer erscheint.

Trotz dieser finsteren Gegenüberstellung ist das Modell Fernbeziehung nicht per se unmöglich oder schädlich für eine Beziehung. Manchmal ist es sogar genau das, was beide Partner an der Beziehung wachsen lässt. Was es dann braucht, ist vor allem eins: ein absehbares Ende. Zu wissen, dass eine gemeinsame Zukunft auf einen wartet, macht auch tausende von Kilometern überbrückbar. Für die emotionalen Kilometer dagegen braucht es Vertrauen oder Fatalismus zur erfolgreichen Überbrückung. Ohne Vertrauen wird die Distanz zu einer einzigen quälenden Frage. Darüber müssen sich beide im Klaren sein. Also entweder dem anderen vertrauen oder Tatsachen einfach Tatsachen sein lassen und nicht hinterfragen.

Das idiotensichere Geheimrezept zur erfolgreichen Fernbeziehung gibt es – Überraschung – leider nicht. Die Frage, ob und wie lange man Liebe auf Distanz zelebrieren will, muss sich jeder selbst stellen und am besten aus dem Bauch heraus beantworten. Rationale Pro- und Contra-Listen mögen nützlich sein, um das Für und Wider der Fernliebe abzuwägen und organisatorische Fakten zu klären, aber die verliebte Seele wird sich dafür herzlich wenig interessieren. Selbst wenn so Vieles dagegen spricht, wenn der Herzallerliebste ein schnittiger Typ mit jeder Menge Charme ist und gefühlt „doch jede haben kann da drüben in weit, weit weg“ oder Skype einfach kein philosophisch wertvolles Gespräch am Frühstückstisch ersetzen kann und überhaupt und sowieso, kann eine Fernbeziehung durchaus gelingen. Man muss nur wollen. Und das sehr. Liebe ist schließlich kein greifbares und logisch verknüpftes Phänomen, sondern abstrakt und unvorhersehbar. Und deshalb kann Liebe auch über Distanz bestehen und Berge versetzen. Quasi.



Fluch und Segen der Fernbeziehung: Das Warten auf den täglichen Anruf (Foto: N. Adolph)

Probieren geht über Studieren, sagt es sich so schön. Wer seine Beziehung also nicht wegen ein paar hundert oder tausend Kilometern aufgeben will, der versucht sich an der Fernbeziehung und all den mit ihr einhergehenden Herausforderungen. Wie das Resümee hinterher dann ausfällt, hat man bis zu einem gewissen Grad selbst in der Hand und das Restrisiko ist ein Risiko, dass es sich lohnt, einzugehen. Und: Hinterher ist man immer schlauer.

Nadine Theresia Adolph

TITEL

Astra unterwegs

» Der Weg vom Getreidefeld auf den WG-Tisch

Gutes Bier darf auf keiner WG-Party fehlen. Bei norddeutschen Studierenden befindet sich dieses meist in einer auffälligen kleinen Flasche mit rotem Herzlogo, das neben Heimatverbundenheit auch einen bestimmten Lifestyle repräsentiert. Doch kaum einer kennt Geschichte und Herkunft des beliebten Bieres. Zwei Univativ-Redakteurinnen haben eine Brauereiführung mitgemacht und sich bei diversen Bierproben mit einem der Urgesteine der Hamburger Brauereigeschichte unterhalten.

Das Astra gibt es schon seit 350 Jahren. Früher hieß es „Bavaria Bier“. Seit die Bavaria-St.Pauli-Brauerei 2003 geschlossen wurde, wird das Astra in der Holstenbrauerei in Altona gebraut. Neben Astra werden dort Carlsberg, Duckstein, Lübzer und natürlich das Holsten gebraut. Am Eingang begrüßt uns unser Guide Karl-Heinz Schreiber mit einem typisch hamburgischen „Moin“. Seit über 40 Jahren engagiert er sich für den Betrieb. In den nächsten zwei Stunden wird er uns in die Geheimnisse des Bierbrauens einweihen. Doch zuerst werden wir mit stetoskop-ähnlichen Funk-Kopfhörern ausgestattet und warten auf den Rest der Gruppe. Als diese in Form von zwanzig angeheiterten Philosophiestudierenden wenig später eintrifft, machen wir uns auf den Weg.

Auf dem Gelände riecht es angenehm nach Hefe. Schreiber erklärt uns die ersten Herstellungsschritte, während neben uns gerade eine Ladung Malz geliefert wird: „Dat wird jeden Tach vom Bauer Piepenbrinck geliefert. Der sucht die verschiedenen Getreidesorten aus, die den Geschmack des Bieres bestimmen. Danach lässt er die in Wasser aufquellen und keimen, bevor dat Ganze getrocknet, entkeimt und zu uns gebracht wird.“ Dabei entscheidet die Höhe der Temperatur über die spätere Farbe des Bieres. Je höher die Temperatur, desto dunkler wird das Bier.

Mittlerweile sind wir bei der sogenannten Maischpfanne angekommen. Hier herrschen tropische Verhältnisse und unsere Hightech-Kopfhörer übertragen Schreibers keuchenden Atem in zwölffacher Lautstärke. Man versteht gerade noch, dass hier das vom Bauern gelieferte Malz mit Wasser zu sogenannter Maische vermischt wird.

Die nächste Station auf dem Weg zum Bier ist der Läuterbottich. Hier werden die festen Bestandteile der Maische von den flüssigen getrennt. Die festen werden zu Tierfutter verarbeitet, die flüssige „Würze“ wird mit Hopfen angereichert. Je mehr Hopfen, desto herber das Bier. Anschließend müssen noch die Trübstoffe aus der Würze entfernt und das Ganze abgekühlt werden.

Keine Party ohne Astra (Foto: Fischer / Busch)

Lässt das Herz eines jeden Bierfans höher schlagen (Foto: Holsten Brauerei)

„Hopfen und Malz, Gott erhalt’s!“, meldet sich unser Guide zu Wort. „Dat sind schon mal zwei von insgesamt vier Zutaten, die nach dem deutschen Reinheitsgebot in ein Bier gehören.“ Das Reinheitsgebot ist die älteste bis heute gültige lebensmittelrechtliche Vorschrift der Welt. Seit dem 16. Jahrhundert regelt es, welche Inhaltsstoffe im Bier erlaubt sind. Die anderen beiden Zutaten sind Hefe und Wasser.

Im Gärtank wandelt die Hefe Malzzucker in Kohlensäure und Alkohol um. Beim Astra dauert dieser Prozess ungefähr eine Woche. Danach muss das fast fertige Bier im Lagertank nachgären, bevor es in der Abfüllanlage in die Flasche gelangt. Die Anlage bietet eindeutig den beeindruckendsten Anblick: Wir beobachten, wie eine schier endlose Reihe von Flaschen auf einem Fließband den Prozess des Reinigens, Abfüllens und Etikettierens durchläuft. In der riesigen Halle waren früher hunderte Mitarbeiter beschäftigt. Heute schaffen moderne Abfüllanlagen bis zu 100.000 Flaschen pro Stunde. „Tja, die Technik ist nicht aufzuhalten“, merkt Schreiber pragmatisch an.

Mittlerweile sind wir eine gute Stunde durch die Brauerei gelaufen und machen uns auf den Weg zu unserer letzten Station: der „Trinkstube“. „Soo, die ersten zwo Bestellungen gehen aufs Haus!“, ruft Schreiber und verschwindet in Richtung Bar. Wenig später sitzen wir alle mit den „fertigen Endprodukten“ an den massiven Holztischen. An der Wand hängt ein gerahmtes Zitat: „Optimismus ist der Glaube daran, dass aus einem Gerstenkorn irgendwann einmal ein Fass Bier wird.“ Den ganzen Prozess dazwischen haben wir heute beobachtet. Die nächste WG-Party kann kommen.

Natalja Fischer und Ann-Christin Busch

Wissenswertes für das nächste Thekengespräch:

- Eine „Bierspülung“ sorgt angeblich für glänzendes und gesundes Haar.
- Bier besteht zu mehr als 90% aus Wasser.
- In Mexiko kann man Bier in der Apotheke kaufen.
- Na lecker: Bereits in der Steinzeit braute man Bier, damals aromatisierte man es mit Tierdung.
- Mit mehr als 5.000 verschiedenen Biermarken bietet Deutschland die größte Vielfalt.
- Pegeltest: Bierbrauer Bauer braut braunes Bier, braunes Bier braut Bierbrauer Bauer.

Anzeige

Univativ

Das einzig freie Blatt auf dem Campus!

U nabhängigkeit
N eugierde
I nnovation

Das und einiges mehr erwartet dich in unserem Team. Ehrenamtliche Arbeit, die Spaß macht!!!

Werde auch Du Univativ als Sales ManagerIn (Anzeigen und Sponsoren), RedakteurIn, Foto-RedakteurIn oder LayouterIn.

Schickt uns Leserbriefe mit Verbesserungsvorschlägen und Anregungen zum Inhalt und Layout eures Hochschulmagazins an: *univativ@leuphana.de*

Daumen raus für sauberes Trinkwasser

» Team „Ist halt'n Job" beim Viva con Agua Tramprennen 2010

Atlas, Daumen, fertig? Los! Am Sonntag, den 23. August 2010, starteten 34 Teams in Hamburg St.Pauli Richtung Vama Veche, Rumänien. In einem sechsetappigen Tramprennen lieferten sich Duos wie „Tofu und Hack", „Downgrade & Chance" oder „Bieber und Nacken" ein Backpacker-Duell über die Distanz von 2.500 Kilometern. Auf insgesamt drei Routen aktivierten sie mit Flashmops und Installationen Menschen für sauberes Trinkwasser. Freunde, Stammkneipen und Supporter aus aller Welt verfolgten die Jagd nach dem „blauen Daumen" via SMS-Liveticker und spendeten insgesamt über 10.000 Euro für die Trinkwasserinitiative Viva con Agua de Sankt Pauli. Mittendrin und mal am (Straßen-)Rand: Team „Ist halt 'n Job" aus Berlin und Lüneburg, immer unter dem wachen Auge einer Schar informationshungriger Freunde, die in jeden getrampten Kilometer ihres Favouritenteams investierten.

06. Sept. 2010, um 21:00 Uhr: Wir befinden uns irgendwo bei Continesti in Rumänien. Da die Straßenbeschilderung jedoch nicht mehr vorhanden ist oder die Dämmerung die kargen Informationstafeln verschleiert, geht das Gefühl für Raum und Zeit wie schon so oft in den letzen Tagen verloren. Unter Rucksäcken, einem Surfbrett und allerlei Gerümpel vergraben, rutsche ich mit klebenden Klamotten unruhig auf dem Rücksitz hin und her.

Team Kibet bei Ankunft am Etappenziel (Foto: J. Zumpfe)

Das paradoxe Moment eines Tramprennens ist allgegenwärtig: Du weißt nicht genau, wo du bist und wann du wie weit kommst. Aber du kannst dir sicher sein, du wirst auf dem Weg immer wieder auf andere Rennteilnehmer treffen, die immer auch dahin möchten, wo es dich hintreibt. Eben noch atmest du die staubige trockene Lehmluft ein und lässt dich mit Blick auf die Landschaft treiben. Dann überholt dich ein Lkw und das schelmische Grinsen vom Beifahrersitz herab weckt von jetzt auf gleich deinen Jagdinstinkt aufs Neue. Denn auch wenn der Ehrgeiz sich bei Zeiten von der beißenden Sonne blenden lässt; nur wer als erster den Zieltreffpunkt erreicht, ist wirklich nicht mehr im Rennmodus. Ich schwanke also zwischen Wehmut darüber, dass der atemberaubende Trip von Hamburg über Wien, Budapest nach Novi Sad und Targu Jiu, in zehn bis fünzig Kilometern vorbei sein wird und dem Wunsch, Vama Veche so schnell wie möglich zu erreichen. Marcel, mein zweiter Daumen und enger Freund bei Viva con Agua Berlin, schaut immer wieder nervös auf sein Handy. Er könnte es wirklich nicht ertragen, wenn sein ehemaliger Teamkollege Hauke vor ihm am Treffpunkt landen würde.

Dabei waren wir im Laufe des Rennens einmal fast an der Tabellenspitze. Ab Serbien und dem Etappenziel Novi Sad, einem verschlafenen Studentenstädtchen in der Nähe von Zrenjanin, besiegelten wir jedoch eigenverschuldet den Tabellenabstieg. In einer Stadt voll von Straßenmusik, Improvisationskunst, verschlafenen Parks und jeder Menge schwarzem Humor, haben wir unser Glück in einer Kneipe gelassen und Marcel seinen Magen ironischerweise in einem Laden namens „Good Food". In einer 14-stündigen Zugfahrt landeten wir dann mitten in der Nacht 70 Kilometer weiter unten auf der rumänischen Karte als geplant – mit Team „Tick, Trick und Truck", die zuvor ähnlich gut gegessen hatten wie Marcel. Von einem redseligen Kioskbesitzer wurden wir dann überraschenderweise nach Targu Jiu, am Rande von Transsilvanien, gefahren.

Wir sind da! Mittlerweile ist es kurz vor Mitternacht und das letzte Team hat Vama Veche erreicht. Die intensiven Erlebnisse der Reise rasen noch Wochen an mir vorüber. Beim 60-Stunden-Rennen im April 2011 halte ich wieder den Daumen raus: "The best things in live are the people you love, the places you've seen and the memories you've made along the way."

Sarah Kociok

Die Stadt unter der Stadt

» Bunkerführung in Hamburg

Samstag morgen. Wie so oft trete ich aus dem Gebäude des Hamburger Hauptbahnhofs. Doch für mich geht es nicht geradeaus in die Einkaufswelt der Mönckebergstraße, sondern nach unten, in die Hamburger Unterwelt.

Sitzreihen im Bunker Steintorwall (Foto: J. Trechsler)

Hätte ich nicht danach gesucht, wäre ich auf dem Bahnhofsvorplatz an dem Treppenabgang mit dem Schild „Hamburger Unterwelten e.V." schlicht vorbeigegangen. Der Rest der Gruppe, erstaunlicherweise hauptsächlich junge Menschen, hat sich schon neugierig um den Eingang versammelt. Für uns geht es nun die Treppen hinab, in ein verwinkeltes System aus Gängen, Stufen und vor allem: Beton und Stahl. Fast 500 Tonnen Eisenbewehrung und 14.000 Kubikmeter Beton wurden zwischen 1941 und 1944 in der Bunkeranlage Steintorwall verbaut. Mit einer Länge von 140 Metern und Platz für 2.460 Schutzsuchende ist der Bunkerkomplex von Steintorwall-Nord und -Süd einer der größten Schutzbunker Hamburgs.

Vor allem Reisende der Bahn haben während der Bombenangriffe im 2. Weltkrieg hier Schutz gesucht. Insgesamt verfügte Hamburg Ende des 2. Weltkrieges über 1.051 öffentliche Luftschutzbunkeranlagen, damit stand etwa jedem zweiten Einwohner ein Schutzplatz zur Verfügung. Einige Anlagen wurden nach dem Krieg von der britischen Besatzungsmacht gesprengt, der Bunker Steintorwall durfte stehen bleiben und wurde für verschiedene Zwecke genutzt: in den ersten Jahren als Reichsbahnhotel, in den 1950ern als Abgabestelle für „Grenzpakete" an Reisende in die Sowjetzone. Vor dem Hintergrund des Kalten Krieges in den 1960ern gewannen auch in Hamburg Luftschutzorte wieder an Bedeutung. Der Bunker Steintorwall wurde mit neuer Technik und Inneneinrichtung ausgestattet und sollte im Ernstfall eines nuklearen Angriffes für 14 Tage komplett abgeriegelt werden.

Spielt man diese Situation gedanklich durch, mit über 2.000 anderen eingeschlossen zu sein, um danach in eine Welt entlassen zu werden, die man nicht wiedererkennt, erreicht man schnell die Grenzen der eigenen Vorstellungskraft. Geschlafen werden soll im Ernstfall in Schichten: Nach 16 Stunden sitzen kämen acht Stunden liegen. Dann wären die nächsten dran. Auch die winzige Küche, mit schickem Herd im 1950er Jahre Design, erscheint mit vier Kochplatten für den gesamten Bunker wie eine Farce. Die Vorhänge statt Türen vor den Toiletten, werden verständlich: Die zum Suizid nötige Privatsphäre sollte entzogen werden.

Trotz aller Versuche, die Führung humorvoll zu gestalten, stellt sich ein Gefühl der Beklemmung ein. Es sind zum einen die meterdicken Betonwände, die auf uns einwirken, zum anderen die Architektur aus schmalen Gängen, die ein Sich-Zurechtfinden verhindert und die Option „einfach wieder rauszugehen" ausschließt. Selbst bei unserer Führung mit ca. 20 Menschen kommt immer wieder ein Gefühl von Enge auf. Auch die Luft zum Atmen, sonst unhinterfragt einfach so da, hängt vom Funktionieren der Technik ab. Für uns ist der Bunker eine Freizeitgestaltung, für andere ein Interessengebiet, doch bei aller Freiwilligkeit der Besucher bleibt der eigentliche Zweck der Anlage das bloße Überleben.

Nach zwei Stunden ist die Führung vorbei. Wir stapfen die Treppen hoch in den kalten Januartag. Hier oben in Hamburg scheint die Sonne.

Judith Trechsler

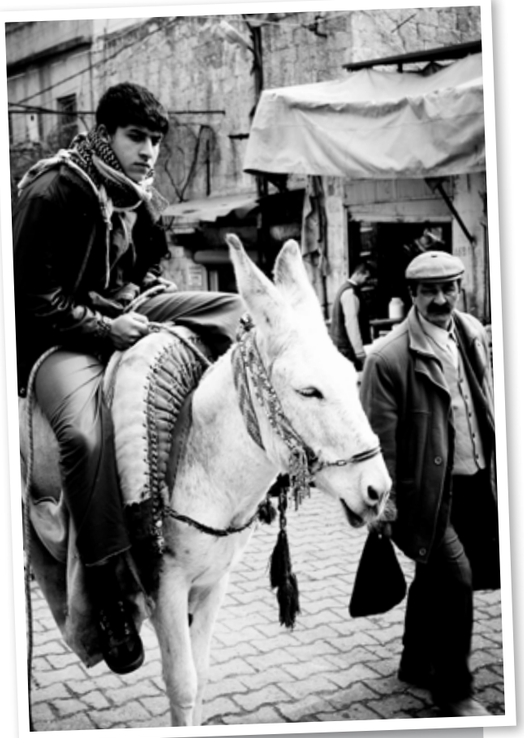
„Hamburger Unterwelten e.V." ist einer von zwei gemeinnützigen Vereinen, die sich für die Erforschung und Erhaltung unterirdischer Bauwerke in der Hansestadt einsetzen. Führungen durch verschiedene Bunkeranlagen sowie Lesungen finden regelmäßig statt, die Termine sind zu finden auf: *www.hamburgerunterwelten.de*

weltweit unterwegs

» Die schönsten Einsendungen des Titelbild-Wettbewerbs

Unterwegs - auf der Suche nach den Gründen **(Foto: Ernst Bögershausen)**

Auf einem Treck durch die peruanischen Anden ging es auf 4750 Meter hoch! **(Foto: Marleen Kort)**



Türkei 2010: Besser ein Esel, der Dich trägt, als ein Pferd, das Dich abwirft. - Irisches Sprichwort **(Foto: Marcel Bronk)**

Iran 2010: Ein Alter sieht besser hinter sich als ein Junger vor sich. - Persisches Sprichwort **(Foto: Marcel Bronk)**

Australien, Outback. 6.30 Uhr: Unterwegs nach Alice Springs **(Foto: Felix Gessert)**

Mementos **(Foto / Grafik: Nora Born)**

Berlin-Spandau **(Foto: Lisa Bendisch)**

Frühlingskatzensprung **(Foto: Katerine Engstfeld, Nicole Giese)**

Kaltenmoor im Mondschein

» Die Initiative „Moonlightsports“ in Lüneburg

Die Clique von Kaltenmoor, von links: Tarek, Andro, Halil, Mohammed, Ali, Ibo, Tahar, Abduallah, Alex (Foto: S. El Safty)

Ali (14) kommt hierher, weil er zuhause nichts Besseres zu tun hat. Yussuf (18) macht gern Sport und Kevin (10) liebt Fußball über alles. Die Jungs wohnen in Kaltenmoor und besuchen regelmäßig das Sportprogramm „Moonlightsports“. Zu einer Uhrzeit, zu der Turnhallen eigentlich geschlossen sind, öffnen sich in der Sporthalle der Haupt- und Realschule Kaltenmoor an drei Tagen in der Woche die Türen. Von 21 bis 24 Uhr können die Jugendlichen Fußball spielen, Trampolin springen oder, laut Ali, auch „einfach nur Bankwärmer“ sein.

Dass dieses Projekt in Kaltenmoor entstand und auch heute noch dort seinen Hauptsitz hat, ist kein Zufall. Kaltenmoor wird oft als sozialer Brennpunkt Lüneburgs bezeichnet, den dort lebenden Jugendlichen wird mit Vorurteilen begegnet. Tatsächlich waren Gewalt und zunehmende Sachbeschädigung in diesem Stadtteil Auslöser für das Konzept „Moonlightsports“. 1997 entstand die Idee, Jugendlichen ein kostenloses Sportangebot zu bieten. Mit Hilfe sportlicher Betätigung soll sich potenzielle Gewalt in faires Spiel verwandeln.

„Ob sich die Gewalt tatsächlich verringert hat, wissen wir nicht“, meint Niclas Schmidt. „Um die Kids, die hier sind, müssen wir uns eigentlich keine Sorgen machen. Schade ist es um die, die nicht hier sind.“ Der 22-jährige KuWi-Student ist seit einem Jahr bei „Moonlightsports“ tätig. Zusammen mit circa 20 anderen Studierenden betreut und organisiert er das Projekt. Die Arbeit ist ehrenamtlich und eine Mischung aus Sozialpädagogik und Sport. „Hinter all den Jungs stecken Geschichten. Es sind Menschen, denen wir in der Gesellschaft selten begegnen, aber es ist spannend, diese Menschen kennen zu lernen“, berichtet Niclas. Die Arbeit bei „Moonlightsports“ besteht für ihn nicht nur daraus, Bälle auszuleihen, die Halle abzuschließen und bei Konflikten einzugreifen. „Für mich bedeutet die Arbeit hier auch, dass ich mir die Geschichten anhöre, mit den Jungs über ihre Probleme spreche und versuche, Lösungen zu finden.“ Viele der Vorurteile über Kaltenmoor seien teilweise überspannt und für die Jugendlichen sei es nicht einfach, in diesem Geflecht aus Vorurteilen und ihrer eigenen Realität zurecht zu kommen. Um auch in der Gesellschaft Präsenz zu zeigen, finden daher regelmäßig Events statt. Neben Fußballturnieren und Grillabenden wurden im letzten Sommer beispielsweise ein Kistenklettern im Kurpark und eine „Moonlightfreizeitnacht“ im Freibad Neu Hagen veranstaltet.

Die Resonanz auf das Projekts ist groß: In Kaltenmoor kommen circa 50 bis 60 Jugendliche regelmäßig zu „Moonlightsports“. Das Konzept ist heute auch in anderen Stadtteilen Lüneburgs vertreten, doch nirgends ist der Zulauf so groß wie in Kaltenmoor. „Sobald jemand Neues hierher zieht, wird er von einem Cousin oder einem Kumpel gleich mitgebracht“, erzählt Niclas. Das Alter der Teilnehmenden variiert: Die Kleinsten sind zwischen acht und zehn, die Ältesten sogar um die 30.

Es sind hauptsächlich Jungen, die das Angebot wahrnehmen, Mädchen schauen hier selten vorbei. „Es gab mal ein Tanzprojekt, was sich speziell an Mädchen gerichtet hat. Es soll demnächst auch wieder aufgegriffen werden“, erklärt Niclas. Die Wahl der Sportart ist den Jugendlichen selbst überlassen. Fußball ist unter den Großen sehr beliebt, die Kleineren gestalten ihren Abend eher im Freestyle. Ali mag Ringen am liebsten. Er kommt jeden Freitag hierher und in den Ferien an allen drei Terminen. Man merkt, dass die kleinen und die großen Jungs sich gerne hier aufhalten.

Sarah El Safty

Muttersöhnchen, 37, sucht ...

» Begegnungen beim Mitbewohner-Casting

Jeder kennt das: Die WG-Suche kann ziemlich anstrengend sein. Man muss sich Kreuzverhören unterziehen, Fragebögen ausfüllen oder praktische Tests bestehen. Doch auch die Mitbewohner-Suche läuft nicht immer einfach ab. Potentielle neue Mitbewohner geben sich die Klinke in die Hand und man versucht, innerhalb kürzester Zeit zu entscheiden, ob man in Zukunft eine Wohnung teilen möchte. Einige Bewerber machen die Entscheidung aber auch denkbar einfach ...

Der Anruf war nichtssagend, zur vereinbarten Wohnungsbesichtigung wusste Kristin nur, dass gleich Stefan* mit der tiefen Stimme bei ihr klingeln würde. Die Tür ging auf und dort stand er: ein End-Dreißiger mit wenigen Rest-Haaren auf dem Kopf, im langen Khaki-Anorak und mit Leder-Aktentasche in der Hand. Stefan trat ein und erzählte gleich vom Grund seiner Wohnungssuche. Der Arbeitslose wollte in Lüneburg an seinem Erstlings-Werk arbeiten, einem Buch über Weltkulturen. Seinem Vorhaben im Weg stand nur seine Mutter, bei der der 37-jährige nach wie vor wohnte. Im heimischen Elternhaus wollte partout keine Inspiration aufkommen. Das sollte sich jetzt in Kristins WG ändern. Deshalb atmete der aufstrebende Literat auch zunächst in jedem Raum die Atmosphäre ein. Von einem, der auszog, weil Mamas Wohnung einfach nicht genug Inspiration bot. Auf einen festen Mietvertrag wollte er sich nicht einlassen, denn es könne ja sein, dass Wohnung oder Mitbewohnerin sich im Endeffekt als nicht inspirationsfördernd herausstellen. Keine feste Vertragsbindung also, aber bitteschön doch ein paar Regeln für das Zusammenleben. Ab zehn Uhr abends sollte schon Ruhe in der WG herrschen, denn das ist die Uhrzeit, zu der Stefan jeden Abend ins Bett geht, um dann eine halbe Stunde Deutschlandfunk zu hören und morgens passend zum Sonnenaufgang wieder aufzustehen. Seltsam fand er, dass sich seine potentielle neue Mitbewohnerin nicht auf feste Schlafenszeiten einlassen wollte. Stefan zog dann übrigens nicht bei Kristin ein.

Riekes Kennenlernen des Zimmerinteressierten für ihre WG endete bereits am Telefon. Eines schönen Samstagmorgens klingelte ihr Handy und ein Zimmersuchender fragte zunächst noch harmlos nach der Verfügbarkeit des Zimmers und dann nach Riekes Möbelgeschmack, ob sie denn etwas gegen ausgefallene Möbel hätte. Rieke verneinte und erzählte dem Anrufer, dass er bei Interesse gerne Schreibtisch und Bett für das Zimmer übernehmen könne. Der Anrufer bedankte sich für das Angebot, erzählte dann aber, dass er schon eher auf SM-Möbel stehen würde. Rieke, frühmorgens im Bett erwischt, war zunächst ratlos, was denn diese speziellen Möbel sein könnten. Der Anrufer klärte sie schnell auf: Er würde das WG-Zimmer gerne mit Sadomaso-Möbeln ausstatten, ob sie denn ein Problem damit hätte. Rieke hatte das offensichtlich und konnte sich wohl nicht mit dem Gedanken an eine SM-Kammer neben ihrem Schlafzimmer anfreunden. Der Anrufer musste weiter nach einem Stellplatz für seine Möbel suchen.

Letztlich ist es natürlich möglich, dass die von Stefan geforderten geregelten Schlafenszeiten nicht so dramatisch gewesen wären und Rieke sich mit dem Peitschenknallen aus dem Nebenzimmer durchaus hätte anfreunden können. Vielleicht sind die tatsächlichen Mitbewohner ja auch viel nervtötender: Sie waschen nie ab, lagern ihre Maden fürs Angeln oder die Schildkröte für die Überwinterung im WG-Kühlschrank, öffnen deine Post, hören den ganzen Tag laut Techno-Musik ... oder aber, sie haben die kleinen Macken, die sicher jeder hat, und das WG-Leben klappt mit ein wenig Kompromissfähigkeit bestens.

Jelka Göbel

(* Name von der Redaktion geändert)

Die Qual der Wahl beim Mitbewohner-Casting (Foto: A. Bairaktaris)

Die Lebende Fackel gilt als einer der gefährlichsten Stunts überhaupt (Foto: Stuntschule Showtime)

Eine feuerfeste Perspektive

» Die Stuntschule Showtime bildet Jugendliche zu Stuntleuten aus

Sabrina Pretzel trägt einen dunklen, durchnässten Overall. Um ihren Hals liegen bleierne, nasse Tücher. Sie holt tief Luft und zieht die Sturmhaube über, dann die schwere Lederjacke, die Handschuhe und den Helm. Ein Wasserschwall landet auf ihrem Körper. Eine zweite, stinkende Flüssigkeit kommt dazu: Benzin. Pretzel hält die Luft an. Ein paar Sekunden später steht sie in Flammen.

Die Stuntfrau und Ausbilderin der Stuntschule Showtime inszeniert die „Lebende Fackel“, einen der gefährlichsten Stunts überhaupt. Und der erste große, den sie selbst je gemacht hat. „Das hat mich fasziniert und ich bin dabei geblieben“, erzählt sie. Die Arbeit der Lüneburger Stuntschule besteht aber nicht nur aus „lebensgefährlicher Action“. Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren, die auf dem Arbeitsmarkt keine Chance bekommen, werden hier unterstützt. Häufig kommen sie aus der Jugendhilfe, sind bereits straffällig geworden und waren im Gefängnis.

Die Ausbildung zum Stuntman/zur Stuntwoman darf man nicht als sportliches „Hau-Drauf-Vergnügen“ missverstehen. Die Stuntschule bildet keine „Straßenrambos“ aus. Die Jugendlichen folgen strikten Regeln und arbeiten täglich von 8 bis 15.30 Uhr, und das zwei Jahre lang. Dabei dürfen sie sich das erste Mal nach einem halben Jahr an einem Bodystunt, wie zum Beispiel einer Kampfszene, versuchen – vorausgesetzt sie haben die schriftliche Prüfung bestanden. Ein weiteres halbes Jahr später werden dann auch gefährlichere Stunts eingeübt. Zuvor müssen aber alle die Sicherheitsmaßnamen perfekt beherrschen. Auch Pretzel gibt zu: „Jeder Stunt ist gefährlich. Ich habe immer Respekt vor dem, was ich tue.“ Es sei wichtig, sich zu 100 Prozent auf sein Team verlassen zu können.

Die Jugendlichen sollen lernen, Verantwortung zu übernehmen und sich auf die Berufswelt vorzubereiten. Dazu werden sie zu echten Allroundern ausgebildet. Kenntnisse aus über 20 anderen Berufen ebnen den Weg für die Zeit danach. Denn leider sind die Berufschancen für Stuntleute nicht die besten. Abgesehen davon, dass man diesen Job schon rein körperlich nicht sein Leben lang ausüben kann, kann man sich weder auf eine konstante Auftragslage noch auf fixe Gagen verlassen.

Aber die Stuntschule Showtime hat vorgesorgt und besitzt neben einer eigenen Holz- und Kfz-Werkstatt auch eine Malerecke, einen Schminkraum und ein Theater. Außerdem gibt es allgemeinbildende Kurse, ein Kompetenzzentrum und ein intensives Sport-Programm. Betreut werden die Azubis dabei neben Schulleiter Hans Joensson von einem Sozialpädagogen.

Warum eine Stuntausbildung ihnen bei der sozialen Integration helfen kann? „Weil sie über den Kick ‚Stunt‘ lernen, im Team zu arbeiten und somit auch einen Platz in unserer Gesellschaft innezuhaben“, erklärt Joensson. Nicht ohne Stolz berichtet der liebenswerte 60-Jährige, selbst Stuntkoordinator und Deutscher- und Vize-Europameister, dass er von so manchem Jugendlichen als „Vater-Hero-Figur“ angesehen werde: „Die Jugendlichen kommen mit den abwegigsten Fragen und Sorgen zu mir.“

Nur auf das Thema der Finanzierung angesprochen, runzelt Joensson die Stirn. Die Ausbildung wird zwar teilweise von Jugendhilfe oder Ämtern, oft aber auch privat bezahlt. Joensson wünscht sich „mehr Verständnis der Politik, vielleicht ein paar gute Sponsoren, die unser Projekt am Leben erhalten und uns den finanziellen Druck nicht von morgens bis abends spüren lassen.“

Schließlich verfolgt die Stuntschule ehrenwerte Ziele. Joensson und sein Team wollen den Jugendlichen Werte wie Respekt, Zuverlässigkeit und Teamfähigkeit vermitteln, aber auch ihr Selbstwertgefühl wieder aufbauen: „Sie sollen sehen, dass jeder seine Chance im Leben bekommt.“

Fiona Dahncke

Was macht eigentlich ...

» Das AStA-SprecherInnenkollektiv?

Es ist 9 Uhr und mein Wecker klingelt, auch in der vorlesungsfreien Zeit. Nach einem Blick in den Kalender ist klar, heute steht erstmal ein Termin mit einem der Vizepräsidenten der Uni an. Also Morgenprogramm und nix wie los in den allgemeinen Studierendenausschuss, kurz AStA. Im Büro in Gebäude 9 treffe ich den Rest des SprecherInnenkollektivs. Matze und Steffen sind bereits dabei, noch einmal die Themen für das Gespräch durchzugehen. Das Treffen selbst wird entspannt und sehr informativ. Wir verlassen das Vizepräsidentenbüro mit einigen neuen Erkenntnissen und einem Termin für‘s nächste Gespräch.

Die derzeitigen AStA-Sprecher Steffen Riemenschneider und Julian Frey (Foto: J. Frey)

Zurück im Büro erwartet uns, dem Bürodienst sei dank, frischer Kaffee. Nachdem wir ausgiebig mit dem Bürodienst gequatscht haben, geht’s mit unserem Finanzreferenten auf zum Mittagessen in der Mensa. Eine kurze Lagebesprechung zur Campusentwicklung und den neusten Zeitungsinformationen wartet im Büro auf uns. Plötzlich stürmt ein etwas aufgelöster Student in unser Büro; er war grade auf einer Sitzung seines Prüfungsausschusses. Es ging um die Note seiner Abschlussarbeit, mit der er sichtlich unzufrieden ist. Aber die Profs wollten nicht einlenken. Da er schon alle universitätsinternen Möglichkeiten ausgeschöpft hat, können wir ihn nur an die kostenlose Rechtsberatung am nächsten Mittwoch verweisen.

Dann ist es auch schon 14.30 Uhr und die AStA-Sitzung startet. Hier kommen alle ReferentInnen der einzelnen Referate des AStAs zusammen, um sich auszutauschen und das Tagesgeschäft zu besprechen. Heute ist die Sitzung gut besucht, es sind sogar einige Gäste anwesend. Das Antirassismusreferat berichtet von den Vorbereitungen für das Sonar-Festival im Juni, das Unikino stellt das Programm für‘s kommende Semester vor. Bei EliStu (steht für: Eltern im Studium) ist es in den Semesterferien eher ruhig. Das Theaterreferat strukturiert sich grade neu und sucht das nächste Stück. Das Radioreferat sucht neue Leute, die auch mal auf Sendung gehen wollen, NOA widmet sich dem Kampf gegen Studiengebühren und das Kulturreferat feilt schon am neuen Veranstaltungskalender. Danach besprechen wir kleinere Änderungen an der Geschäftsordnung, einige Referate verabreden gemeinsame Aktionen und Veranstaltungen und wir ziehen Resümee aus dem Stand auf der Konferenzwoche.

Am Abend gibt’s zum Ausklang noch eine gemütliche Runde im AStA-Wohnzimmer. Irgendwann fahre auch ich nach Hause, es war ein langer, aber guter Tag. Leider tritt Matze Ende des Monats zurück, dann sind Steffen und ich erstmal nur zu zweit. Aber hoffentlich findet sich noch jemand drittes, der das Amt so spannend findet wie wir. Also wenn Du Dich jetzt angesprochen fühlst, kannst Du gern mal unverbindlich im Büro vorbeischauen oder uns unter SprecherInnen@asta-lueneburg.de eine Mail schreiben

Julian Frey

Der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA) ist die Vertretung aller Studierenden der Universität und wird jedes Jahr vom Studierendenparlament gewählt. Der AStA bietet Dir viele verschiedene Service- und Beratungsangebote und natürlich jede Menge Möglichkeiten, Dich zu engagieren. In den Referaten, die den AStA bilden, kannst Du aktiv das kulturelle, politische und soziale Leben an der Uni mitgestalten. Die Servicebetriebe bieten viele tolle Angebote rund um das studentische Leben.

Die Vielfalt macht's

» Lüneburgs studentische Unternehmensberatung Canvas Consulting

Sieben junge Köpfe, eine Idee: ein Unternehmen gründen, in dem Studierende zeigen können, was sie drauf haben! „Canvas Consulting möchte Studierenden als Lernplattform dienen und ihnen die Möglichkeit geben, ihr theoretisches Wissen in die Praxis umzusetzen, und ein Projekt eigenständig von A bis Z zu bearbeiten. Wo geht das besser als in einer Unternehmensberatung?“, erklärt Susanne Handorf, eines der sieben Gründungsmitglieder. So entstand vor einem Jahr Lüneburgs neue studentische Unternehmensberatung Canvas Consulting.

„Canvas“ bedeutet nicht nur Segel, sondern auch Leinwand. Alexander Bachmann, Geschäftsführer von Canvas Consulting erklärt: „Wir sehen Canvas Consulting sozusagen als weiße Leinwand, die von den Beratern mit ihren Ideen und ihrer Kreativität gestaltet und geprägt wird.“ Gerade zu Anfang bietet eine leere Leinwand viel Gestaltungsfreiraum: Interne Arbeitsprozesse müssen geformt und optimiert, Ideen umgesetzt, Projekte akquiriert und Marketingaktivitäten geplant und durchgeführt werden. Auch ist es wichtig, aktiv mit Förderern aus Wirtschaft und Wissenschaft zusammenzuarbeiten, um sich so ein breit angelegtes Kooperationsnetzwerk aufzubauen. Die Motivation, eine Organisation aufzubauen, die auch nach dem Verlassen der Universität weiterlebt, trieb die Gründungsmitglieder an. In der internen Unternehmensentwicklung übernahmen alle Mitglieder deshalb schnell Verantwortung.

Das erste große Projekt begann im Frühjahr 2010, als Canvas Consulting von einem norddeutschen Software-Unternehmen den Auftrag bekam, eine deutschlandweite Marktstudie über das Qualitätsmanagement und die Einsatzdokumentation im Rettungsdienst durchzuführen. „Wir erarbeiteten einen Fragenkatalog, führten deutschlandweit Interviews durch und gaben am Ende des Projektes praktische Handlungsempfehlungen für das weitere Vorgehen“, so Thomas Reimers, ebenfalls Gründungsmitglied bei Canvas Consulting.

Seitdem folgten Projekte aus unterschiedlichsten Branchen. Ob es um ein Marketing- und Vertriebskonzept für ein Unternehmen in der Lebensmittelbranche, eine Standortanalyse oder ein Beratungsprojekt aus dem Controllingbereich geht: Die studentischen Unternehmensberater und -beraterinnen müssen in der Lage sein, sich schnell in verschiedene Projekte und Branchen einzuarbeiten. Hilfreich sind hierbei die unterschiedlichen Studienschwerpunkte und Interessen der Studierenden. „Viele studieren Wirtschaftswissenschaften, doch auch die Schwerpunkte Personalmanagement, Tourismus, Kulturwissenschaften und Beratungswissenschaften sind vertreten. Nur so ist es möglich, den individuellen Anforderungen von Projekten aus verschiedenen Branchen gerecht zu werden“, merkt Adrienne Becker, Mitglied bei Canvas Consulting, an. Gemeinsam wird im Canvas-Team und mit dem Kunden der genaue Umfang des Projektes, das bearbeitet werden soll, festgelegt.

Doch arbeiten und beraten ist nicht alles. Die 15 Canvas Mitglieder sind sich einig: „Es sollte auch mal Zeit für ein gemeinsames Bierchen, Partys, ein Fußballturnier oder andere gemeinschaftliche Aktivitäten da sein, denn auch der Spaß darf nicht zu kurz kommen.“

Judith Amshoff

(Die Autorin ist Mitglied bei Canvas Consulting)

Canvas Consulting trifft sich jeden Dienstagabend, um aktuelle Themen und Projekte zu besprechen. Bist Du neugierig geworden und möchtest uns persönlich kennenlernen? Dann schreibe uns eine kurze E-Mail an s.handorf@canvasconsulting.de und schon bist Du beim nächsten Stammtisch dabei. Wir freuen uns auf Dich!

Lüneburgs studentische Unternehmensberatung (Foto: Canvas Consulting)

Verlernt hat Paul (ganz vorn) das Rudern noch lange nicht (Foto: C. Runne)

Unruhige See

» Aus dem Alltag zweier Ruderer

Montagmorgen, 6.30 Uhr. Morten Noskes Wecker klingelt, müde quält er sich aus dem Bett. Bereits eine Stunde später steht der 21-jährige BWL-Student im Vereinshaus seines Ruderclubs „Favorite Hammonia“ in Hamburg, zusammen mit seinen Teamkollegen und seinem Trainer. Noch sieht er ein wenig verschlafen aus, doch sobald das morgendliche Training beginnt, ist er hochkonzentriert. Zur selben Zeit sitzt Paul Nodinot, 23, am Frühstückstisch und stärkt sich für den bevorstehenden Tag. Dieser beginnt erstmal mit Uni – Paul studiert Biologie und Chemie auf Lehramt. Während er in der ersten Vorlesung sitzt, ist auch Morten unterwegs nach Lüneburg, um den Unialltag hinter sich zu bringen. Nach den Veranstaltungen machen sich beide auf den Weg zum Rudern – Morten, um das zweite tägliche Training nicht zu verpassen, Paul, um seine Jugendmannschaft beim Lüneburger Ruderverein „Wiking“ zu trainieren.

Im Gegensatz zu Morten, dem Leistungssportler, dessen Ziel die Nationalmannschaft ist, hat sich Paul der Jugendförderung verschrieben. Obwohl er durchaus Erfolge feiern konnte, wie zum Beispiel als niedersächsischer A-Männer Landesmeister, fehlen dem 23-Jährigen 10 cm Körpergröße, um richtig in den Leistungssport einzusteigen. Für Paul war der Wechsel auf die Trainerbank dennoch eine Chance, das weiterzugeben, was ihm seine Trainer einmal beigebracht haben. Die Arbeit mit Kindern mache ihm Spaß, sagt der Lehramt-Student, und es sei toll, die Fortschritte seiner Schützlinge zu sehen. So entschied sich Paul gegen den ständigen Wettkampfdruck und für die Jugendarbeit in seinem Verein.

Morten dagegen will genau diesen Druck spüren. Für ihn ist das Rudern schon lange viel mehr als ein Hobby. Als er mit etwa elf Jahren mit dem Sport begann – übrigens, weil seine Mutter sich weigerte, ihn ständig zum Fußballtraining zu fahren – hätte er vermutlich nicht erwartet, dass dieser so einen hohen Stellenwert in seinem Leben einnehmen würde. Im Jahr 2010 konnte er zweimal Silber bei den deutschen Jugendmeisterschaften holen. Das nächste Ziel: die WM. Dafür würde Morten sogar sein Studium erst einmal auf Eis legen. Auf die Frage, was die wichtigste Eigenschaft eines Ruderers sei, hat er eine klare Antwort: Kampfgeist. Natürlich gebe es immer mal wieder Phasen, in denen man am liebsten alles hinschmeißen würde. Aber wenn man sich aus diesem Loch hochkämpfe und die Erfolge sehe, wisse man, dass sich all die Strapazen gelohnt haben. Seine Prioritäten sind klar gesetzt, dennoch nimmt sich der BWLer bewusst Zeit für Freunde und andere Hobbys. So gewann er vor kurzem den Hochschullauf der Leuphana Universität, trinkt am Wochenende aber auch mal ein Bier mit Freunden auf der Dachterrasse des Vereinsheims, um anschließend eine lange Nacht auf dem Kiez zu verbringen. Am nächsten Morgen braucht er dann eben wieder die Disziplin, trotz Müdigkeit und Kater zum Training zu erscheinen.

Paul Nodinot und Morten Noske: zwei junge Männer, die den gleichen Sport lieben und ihn doch aus ganz unterschiedlichen Perspektiven sehen. Paul möchte zeigen, dass das Rudern für jeden etwas ist und dass nicht immer nur der Leistungscharakter im Vordergrund stehen muss. Er hat sich in seine Trainerrolle eingefunden und sich sogar deshalb dazu entschlossen, Lehrer zu werden. Morten dagegen will in die Nationalmannschaft kommen, international erfolgreich sein. Er arbeitet hart dafür, ist aber keineswegs verbissen. So verschieden Paul und Morten auch sein mögen, in einem sind sie sich sicher einig: Freude und Leidenschaft sind die Tore zum Erfolg. Denn nur, wer liebt, was er tut, kann auch wirklich gut darin sein.

Laura König

Überschätzte Reiseziele

Venedig, die Allerdurchlauchteste

Überfüllter Markusplatz (Foto: F. Bock)

Rechnet man den steigenden Meeresspiegel mit ein, versinkt Venedig um bis zu 6mm pro Jahr. Viele Menschen werden die Stadt nochmal sehen wollen, bevor sie untergeht. Gleichzeitig sind die durchschnittlichen Überflutungstage im Jahr auf über 50 angestiegen. Damit fallen nicht nur der Winter, sondern auch zunehmend der Herbst und Frühling als Besuchszeit weg. Im Sommer hin? Lieber nicht. Denn dann quetschen sich gewaltige Menschenmassen durch die engen Gassen, die Kanäle fangen an zu stinken und an allen Ecken lauern Taschendiebe. An kleine Geschäfte und Cafés kommt man nicht ran, weil man von der Menschenmenge im Strom einfach weiter geschoben wird. So wird McDonald`s zum einzig erreichbaren „Restaurant“ – leider mit über anderthalb Stunden Wartezeit in der Schlange. Wenn man etwas zu Essen gefunden hat, wird man von anderen Touristen auf dem Markusplatz eifersüchtig angepöbelt und auch die walnussgroßen Hornissen sind leider keine Schmusetiere. Letztlich kann man solche Erfahrungen auch einfach beim Winterschlussverkauf machen.

Pascal Schäfer

Paris, c’est l’amour!?

Erwartungen so hoch wie der Eiffelturm (Foto: Anirudh Koul)

Ah, Paris. Die Stadt der Liebe, ein Muss für jeden Städtereisenden. Eiffelturm und Notre Dame besuchen, auf der Avenue des Champs-Elysées flanieren und Tauben an der Seine füttern, während bärtige Künstler mit Baskenmützen Portraits von Touristen kritzeln. Ja, die Klischees treffen zu. Jeder kennt Paris, ohne zwangsläufig dort gewesen zu sein. Einen Kurztriptouristen kann die Stadt nicht mehr überraschen. Im Gegenteil: Nach einer schlaflosen Nacht im stickigen Reisebus wirkt der Citytrip eher ernüchternd. Mit teilweise übelriechenden Mitreisenden jeder Altersklasse. Dazwischen junges Partyvolk, das bereits auf den ersten Autobahnmetern den Wodka auspackt. L‘amour? Fehlanzeige! Klar, Paris ist schön. Aber das war‘s auch schon, wenn man eilig von Sehenswüdigkeit zu Sehenswürdigkeit hetzt, um in eineinhalb Tagen Aufenthalt ja nichts zu verpassen. Wer die wahre, authentische Schönheit hinter der Touri-Falle Paris entdecken will, sollte Zeit mitbringen und lieber mit Bahn oder Flugzeug anreisen.

Anna Aridzanjan

Traumfabrik Hollywood?

Betonwüste Los Angeles (Foto: Ron Reiring)

Auf dem Highway Number One an der Küste des Pazifischen Ozeans entlang nach Los Angeles fahren. Wind in den Haaren, Sonne im Gesicht, und dann die großen, weißen Buchstaben in den Hügeln: Hollywood. Ein Traum – allerdings nur der Highway. L.A. kann man getrost sein lassen. Sonne gibt es da tatsächlich, aber die strahlt so stark, dass man sich kaum aus dem klimatisierten Gebäudeinneren traut. Tut man es doch, ist die Stadt wie ausgestorben. Kein Wunder bei der Hitze. Wenn man es dann nach Hollywood geschafft hat, erwartet einen vor allem eins: dutzende Souvenir-Läden. Den Plastik-Oscar kann man sich da im wahrsten Sinne des Wortes schenken. Bleibt ein Hoffnungsschimmer: Disneyland. Da wartet man bis zu einer Stunde, um mit den Piraten durch die verfluchte Karibik zu fahren und zwar in der prallen Sonne. Statt Bäumen und Grün, Beton, wohin man blickt. Mein Fazit: Dank Betonwüste und Sonnenstich eher eine Alptraumfabrik.

Michelle Mallwitz

Unterschätzte Reiseziele

Auf Steppenpfaden in Debrecen

Im Stadtmuseum Debrecen (Foto: M. Gierczak)

Genau nach der Hälfte des Studiums teilte ich meinen Leuten mit: Ich fahre nach Debrecen. „Debrecen?“ Ja, Debrecen. „Wo ist das?“ In Ungarn. Ich reise gern in verrückte Länder. Italien und Frankreich finde ich süß, aber die befriedigen meine wölfisch-affischen Anteile nicht. Obwohl Archäologie und Ethno-Genetik stichhaltige Gründe dagegen vorbringen können, glauben die Ungarn immer noch fest an ihre direkte Abstammung von den Hunnen und von Attila, dem blutrünstigen Hunnenkönig. Tatsächlich: Die Debreciner haben etwas an sich, dass man sie sich gut auf kurzbeinigen Steppenpferden vorstellen kann. Je mehr Zeit man mit ihnen verbringt, desto größer wird auch das eigene Verlangen, sich ein Krummschwert zu schmieden und Zügel zu halten. Kneipen in Debrecen haben 24 Stunden offen. Jeder raucht, überall, auch im Unigebäude. Sie sind im Alltag ruppig und *feiern* auf Partys nicht, sondern *rasten aus*, man selbst mit ihnen. Auf und an den Straßen viel Ostblock-Charme, bisschen Habsburg, hier und da Balkan-Luft.

Martin Gierczak

So nah und doch so fern: Helgoland

Wo Badegast und Seehund aufeinander treffen (Foto: L. Siewert)

Wer meint, wahre Erholung nur in fernen Ländern zu finden, der täuscht sich. Dreieinhalb Stunden schwebt der Katamaran über das Wasser, bis nichts als das große weite Meer vor einem liegt. Fernab von Großstadtsmog und medialem Informationsüberdruss liegt die Nordseeinsel Helgoland. Tagsüber erklimmen zahlreiche Tages-Touristen die autofreie Insel, um in den Genuss des zollfreien Kaufvergnügens zu kommen. Allesamt zurück auf das Schiff verfrachtet, beginnt für die, die länger bleiben, das eigentliche Urlaubserlebnis. Abgekapselt vom Festland ist der Alltagsstress schnell vergessen und ein Entspannungsgefühl breitet sich aus. Sei es bei einem Spaziergang zum Wahrzeichen Helgolands – der langen Anna – wo der frische Nordwind restliche Anspannung weg pustet. Oder auf der nebenan liegenden Düne, wo Seehund und Badegast gemeinsam plantschend die gesunde Meeresbrise schnuppern. Wer bei Nacht der Brandung lauscht, während über ihm die Sterne um die Wette funkeln, ist angekommen in der einmaligen Oase des Nordens.

Lillian Siewert

Raues, charmantes Wales

Der Strand von Tenby, Konkurrenz zur ital. Riviera (Foto: F. Erbacher)

Was weiß man über Wales? Zu den unnötigen Informationen gehört, dass dort das Dorf mit dem längsten amtlichen Ortsnamen Europas liegt: Llanfairpwllgwyngyllgogerychwyrndrobwlllantysiliogogogoch. Übersetzt heißt er „Marienkirche in einer Mulde weißer Haseln in der Nähe eines schnellen Wirbels und der Thysiliokirche bei der roten Höhle“. Was man sich viel eher merken sollte, ist die unerwartete Tatsache, dass Wales die atemberaubendsten Strände der Welt hat. Allein das coole Städtchen Tenby, das rurale Saundersfoot und das verhältnismäßig schnieke St. Davids haben tolle Strände mit wilden Wellen, weichem Sand und rauen Klippen. Das einzigartige Blau der „Blue Lagoons“ bei Abereiddy, inspiriert jeden Kunstlehrer. Man springt vom Rand einer der vielen typischen 1000-Jahre alten Burgruinen in das Wasser des alten Steinbruchs und genießt später die außergewöhnliche Küstenlandschaft rund um St David’s Head. Alles ist voller entzückender Cottages mit sehr echten Menschen, die so sind wie die Landschaft: rau, aber charmant.

Fabienne Erbacher

Erasmus – hin und weg

» Ich packe meinen Koffer … nach meinem Auslandssemester in Barcelona

Nach fünf Monaten Barcelona geht es für mich zurück nach Lüneburg. Ich tausche die mediterrane Frühlingssonne wieder gegen kalte Regentage und unbeschwerte Partynächte gegen lange Abende in der Bibliothek. Ohje! Aber ich würde lügen, wenn ich mich nicht auch freuen würde: Sangría kann ich nicht mehr sehen – hmm, endlich wieder leckeres Astra! Und ich freue mich auch wieder auf meine Lüneburger Freunde und meine WG – endlich wieder kakerlakenfrei wohnen!

Packt man seine Koffer nach einer so langen Zeit in der Ferne, sammelt sich so manches an. Ich stoße auf einige Erinnerungsstücke:

Reiseführer inklusive Zettelsammlung

Mein Reiseführer ist mittlerweile auf das Dreifache seines Umfangs gewachsen. Öffne ich ihn, fallen unzählige Visiten- und Postkarten, Restaurantrechnungen und Stadtpläne heraus. Sie erinnern mich an Partynächte und Calamarisbrötchen in Madrid, Strandbesuche in Sitges und Orientierungsverlust in Tarragona.

Oh, da ist ja auch mein Los der staatlichen Weihnachtslotterie! Bis heute weiß ich nicht, was die abergläubischen Spanier an diesem Glücksspiel so fasziniert. Jedenfalls stehen sie stundenlang dafür an. Da ich am Ende der kilometerlangen Schlange in Madrid mindestens eine Autogrammstunde mit Enrique Iglesias oder einen Multimillionär in Spendierlaune erwartete, zwang ich meine Begleitung in die Wartereihe. Nur, um am Ende ein Los für 20 Euro kaufen zu müssen, mit dem ich natürlich nicht gewann.

Flasche spanisches Olivenöl

In Barcelona kommt Olivenöl statt Butter aufs Brot. Auch jede Tapas-Mahlzeit schwimmt regelrecht darin. Die spanischen Kleinigkeiten werden zwar von konservativen Barcelonern schief angeguckt, ich ziehe sie trotzdem der katalanischen Bohnensuppe mit Blutwurststückchen vor. Hauptsächlich will ich zuhause natürlich mit meinen neu erworbenen spanischen, chilenischen, französischen und australischen Kochkünsten angeben. Obwohl, letztere mute ich wohl lieber keinem meiner Freunde zu … Kürbispizza, uah!

Caga tió, der "Katalanische Kackstamm" (jaa, ich weiß)

Von meinem Miniatur-Bäumchen kann ich mich nun wirklich nicht trennen. Immerhin hat mich diese bizarre Figur die gesamte Advents- und Weihnachtszeit begleitet. Unsere Katalanischlehrerin stellte uns diese skatologische Tradition [wer kennt sie nicht: die Fäkalwissenschaft] vor. Das Stück Baumstamm – das natürlich auch noch zwei Beine, ein lächelndes Gesicht und einen roten Mantel trägt – kackt am Weihnachtsabend die Geschenke für liebe Kinder. Lieb heißt hier, dass der caga tió ordentlich mit einem Knüppel verprügelt und singend zur Notdurft aufgefordert wird. Nein, das habe ich mir nicht ausgedacht!

Meine Katalonien-Flagge

Erst schmückte die Fahne meine leere Zimmerwand, in den letzten Wochen haben viele meiner Freunde ihr Autogramm darauf hinterlassen. Meine französische Freundin Sophie hat sogar einen grinsenden Esel – das katalanische Pendant zum spanischen Stier – neben ihre Unterschrift gezeichnet. Ein katalanischer Kommilitone schenkte mir die Fahne als der FC Barça im November gegen Erzfeind Real Madrid das aufregendste Fußballspiel der Saison 5:0 gewann. Mit dem Rest Barcelonas und einer, urplötzlich tierisch an spanischem Fußball interessierten, Erasmusstudierendengruppe feierten wir auf der Straße in WM-ähnlicher Stimmung.

Ich bekomme meinen Koffer endlich (gewaltsam) zu und freue mich schon darauf, beim Auspacken meinen Freunden von vielen weiteren aufregenden Erlebnissen meines Erasmussemesters zu erzählen.

Kristin Koepke

Adios Barcelona (Foto: J. Göbel)

GLOBETROTTER

Ahoi!

» Eine Geschichte über das Leben an Bord der Gorch Fock

Ich habe einen Freund, einen sehr guten Freund. Marcel heißt er, aber alle nennen ihn Marci. Marci hat einen richtig spannenden Beruf. Denn er arbeitet auf der Gorch Fock, dem berühmten Segelschulschiff der Deutschen Marine. Dort an Bord ist er Schiffstischler und Steuermann. Für Marci ist es nicht selbstverständlich, auf der Gorch Fock arbeiten zu dürfen. Es war immer sein großer Traum und der Grund dafür, sich für vier Jahre bei der Marine verpflichten zu lassen. Dass es schließlich geklappt hat, verdankt er seinen Leistungen bei der Grundausbildung und seiner vorherigen Handwerksausbildung zum Tischler. Schon kurz nachdem er im August 2009 an Bord ging, stach die Mannschaft in See. Ahoi Marci.

Die Gorch Fock verließ ihren Heimathafen Kiel in Richtung St. Malo in Frankreich über Gran Canaria bis hin zu den Kapverdischen Inseln vor Afrika. Als Marci Mitte Dezember braungebrannt von der jährlichen Herbstreise zurückkam, hatte er viele aufregende Geschichten zu erzählen – von meterhohen Wellen mitten auf dem Atlantik, von Delphinen, die direkt am Bug elegant auf- und eintauchen, unfassbare Geschichten vom sternenklaren Himmel fern von großen, hellen Städten und von riesigen Schildkröten, die bei Flaute das Schiff überholen. Aber auch Berichte vom Alltag auf der Gorch Fock, über das Essen während des Seeganges oder das Schlafen in Hängematten, sind für mich als Außenstehende unfassbar. Das klingt für mich nach Seefahrerromantik, nicht nach Stress und Hektik.

Doch natürlich ist die Arbeit auf der Gorch Fock nicht immer einfach. Marci macht der Schlafmangel manchmal ganz schön zu schaffen. Denn die Gorch Fock schläft nie und auch des Nachts ist die Besatzung gefragt, das Schiff zu steuern, die Segel zu hissen und in Notsituationen bereit zu sein. Außerdem büßt man ein wenig an Lebensqualität ein, denn ein Schiff bietet wenig Möglichkeit, sich zurück zu ziehen und einfach mal in Ruhe in einem Buch zu schmökern. Den Kontakt zur Familie und zu Freunden kann man während der langen Reisen auf dem Schiff nur per E-Mail aufrechterhalten. Und noch nicht mal dafür ist immer Zeit. Das kann ich nur bestätigen! Auch zu Beginn der jetzigen Südamerikatour ließ Marci nur wenig von sich hören. Aber in jedem eingelaufenen Hafen ruft er an. Dann weiß ich, dass er noch lebt und dass es ihm gut geht. Ich kann nicht beschreiben, wie erleichtert ich war, als ich nach den Neuigkeiten von dem schrecklichen Unfall auf der Gorch Fock in Salvador de Bahia Marcis vertraute Stimme am Telefon vernahm.

Eigentlich wollte Marci im Dezember nur für einen kurzen Urlaub in die Heimat zurückkommen. Leider stellte sich bei einem Krankenhausbesuch heraus, dass die Mittelohrentzündung, die ihn während der Reise plagte, chronisch und nur durch eine Operation zu behandeln ist. Marci wurde zu zwei Monaten Zwangsurlaub verdammt! Einerseits freue ich mich, dass er nun wieder länger an Land und in Reichweite ist. Andererseits weiß ich, wie sehr er seine Arbeit liebt und wie ihn in solchen Momenten das Fernweh packt. Und nun sprechen sie im Fernsehen und Internet ständig über den Unfall auf der Gorch Fock. Marci ist darüber sehr wütend. Er sagt, dass die Meldungen schrecklich verzerrt seien und dass er sich hier so machtlos fühle. Ich kann verstehen, dass es ihn nun noch mehr aufs Schiff zurückzieht und drücke ihm die Daumen, dass er bald wieder an Bord der mit dem goldenen Albatros bestückten Gorch Fock stehen kann. Ich wünsche ihm „immer eine Handbreit Wasser unterm Kiel".

Birte Hensen

Abschied vom Heimathafen der Gorch Fock in Kiel (Foto: B. Hensen)

Spoun 2.0?

» Im Jahr 2012 steht die Präsidentenwahl an

Kaum jemand hat die Leuphana so bewegt wie Sascha Spoun und kaum einer steht so in der Kritik wie unser Hochschulpräsident. Umso interessanter ist die Frage, wer die Uni nach dem Ende seiner ersten Amtszeit im kommenden Jahr weiter führen wird.

Insgesamt sind es 8250 Personen, verteilt auf vier Fakultäten und die Verwaltung, in 30 Gebäuden auf einer Fläche von 57.302,27m². Allein im College sind es etwa 130 Kombinationsmöglichkeiten von Haupt- und Nebenfächern. Es ist aber auch ein Etat von circa 79,1 Mio. € im vergangenen Jahr, mit dessen Hilfe „Eine Universität für die Zivilgesellschaft des 21. Jahrhunderts“ verwirklicht werden soll. All das gehört zu unserer Universität, und über all das wacht ein Mensch: Der Präsident. Sascha Spoun.

Darüber hinaus entscheidet Spoun beispielsweise über die Verwendung der Studiengebühren mit und hat Einfluss auf die Anzahl der Studierenden. Seit Mai 2006 ist Prof. (HSG) Dr. oec. Sascha Spoun als Präsident der Leuphana Universität Lüneburg im Amt. Gewählt werden HochschulpräsidentInnen in ihrer ersten Amtsperiode für sechs Jahre, in jeder nachfolgenden für acht Jahre. 2012 läuft Spouns erste Amtszeit aus.

Bis jetzt hat unser Präsident an der Uni einiges bewegt. Die „Universität Lüneburg“ bekam den Namenszusatz „Leuphana“. Ab 2007 wurden zunächst der Leuphana-Bachelor, dann der entsprechende Master und schließlich die berufsbegleitende Professional School eingeführt. Die Studierendenzahlen wurden von circa 10.000 auf aktuell circa 7000 begrenzt und der Standort Suderburg an die „Ostfalia Hochschule für angewandte Wissenschaften“ abgetreten. Trotz anhaltender Widerstände wurde das neue Zentralgebäude geplant. Aber auch jetzt merkt man immer noch den Wandel, den der Münchener mitbringt: Die Bachelor-Studiengänge werden immer weiter entwickelt und die bestehenden Kasernengebäude in der Scharnhorststraße teilweise ausgebaut. Auf dem ehemaligen Mensaparkplatz entsteht ein Parkhaus. Sascha Spoun ist ein sehr beschäftigter Mann. Darüber hinaus kommen aber auch immer wieder Gerüchte darüber auf, was in Zukunft geschehen wird. Wird das Lehramt doch noch eingestampft? Was geschieht mit den Studiengängen, die auf dem zum Verkauf stehenden Campus Volgershall beheimatet sind? Muss die Mensawiese irgendwann dem nächsten Libeskind-Bau weichen?

Wer wird als nächster Präsident ... ... in das Verwaltungsgebäude einziehen? (Foto: P. Schäfer)

Insofern ist es hochschulpolitisch durchaus interessant, wer die Uni in den kommenden Jahren ab Mai 2012 leiten wird. Genauso wie zur Zukunft der Leuphana gibt es auch über das Präsidentenamt Halb-Wahrheiten und Gerüchte, die der Erläuterung bedürfen. Wird das Präsidium bei einer guten Flasche Wein Freitagabends besprechen, wer als bester Kandidat in Frage kommt? Nun, selbst wenn sie es täten: So einfach ist es dann doch nicht. Aber wie läuft die Präsidentenwahl an unserer Hochschule überhaupt ab?

Das Niedersächsische Hochschulgesetz sieht vor, dass sowohl der Stiftungsrat als auch der Senat ein Mitspracherecht haben, was den zukünftigen Präsidenten angeht. Beide Gremien wählen jeweils drei Vertreter, die zusammen die Findungskommission bilden. Aufgabe dieser Kommission ist es, die Ausschreibung der Stelle vorzunehmen, einen Kandidaten auszuwählen und vorzuschlagen. Dieser Vorschlag geht an den Stiftungsrat und den Senat zurück. Beide Gremien stimmen dann über den Kandidaten ab.

So weit, so gut. Die Universitätsleitung ist also nicht in das Bestimmungsverfahren für den Präsidenten oder die Präsidentin eingebunden. Sollten sich Senat und Stiftungsrat allerdings nicht auf einen Kandidaten einigen können, sieht das Gesetz vor, dass der Stiftungsrat über das weitere Verfahren entscheidet und somit nicht die direkt gewählten VertreterInnen der Uni.

Da Sascha Spoun bereits im Amt ist, würde im Falle einer Verlängerung seiner Amtszeit zunächst ein anderes Verfahren angewandt. Denkbar wäre, dass keine Ausschreibung der PräsidentInnenstelle statt findet. Dadurch ist es Hochschulen möglich, einfach ihren Präsidenten bzw. ihre Präsidentin weiter zu behalten, sofern sie dies möchten. Dafür müssten an der Leuphana wiederum der Senat und der Stiftungsrat zustimmen. Gibt es darüber keine Einigung, so greift wieder das Verfahren einer öffentlichen Ausschreibung mit dem Schluss, dass der Stiftungsrat letztendlich bei Uneinigkeit wieder über das weitere Verfahren entscheiden könnte.

Die Frage ist also einerseits, ob Spoun weiterhin Präsident der Leuphana sein möchte und andererseits, ob man ihn wieder ernennen würde. Seine Arbeit an unserer Uni wird jedenfalls sehr unterschiedlich aufgenommen. Die einen kritisieren, dass zu viel Wert auf Ökonomisierung und die Etablierung der „Marke Leuphana“ gelegt wird, das neue Hauptgebäude lediglich ein Prestigeobjekt sei und die Unileitung zu wenig auf Kritik eingehe, ihre Arbeit nicht transparent genug sei. Auf der anderen Seite wird es positiv gesehen, dass Spoun eine Vision für die Leuphana hat und diese auch voran treibt, dass man sich im Präsidium nicht von den gesteckten Zielen abbringen lässt und weiterhin darum bemüht ist, die Forschung und Lehre der Leuphana weiter zu entwickeln. Doch ob man nun die Unientwicklung für elitäres Gehabe hält oder sie auf dem richtigen Weg sieht, eines ist klar: Spoun hat die Uni stark bewegt und wird dies auch in Zukunft tun. Die Frage ist nur, wie lange noch.

Wie Spoun selbst dazu steht, wissen zurzeit wohl nur wenige. Er selbst ist auf jeden Fall Profi genug, um es noch länger spannend um seine Zukunft zu machen, denn „derzeit sind eine ganze Reihe wichtiger Sachthemen im Zusammenhang mit der weiteren Entwicklung der Leuphana zu bearbeiten. Diese stehen im Vordergrund meiner Arbeit. Personalfragen, die sich z.B. mit Blick auf das Ende meiner Amtszeit im April 2012 stellen, werden zu gegebener Zeit zu erörtern sein“, so unser Präsident auf Nachfrage der Univativ. Wie gesagt: Sascha Spoun ist sehr beschäftigt.

Pascal Schäfer

Foto S.22 links: Sascha Spoun (Foto: Leuphana)

Nach Redaktionsschluss fand eine Senatssitzung zur (Wieder-) Wahl von Präsident Spoun und Vizepräsident Keller statt, die in diesem Artikel leider nicht mehr berücksichtigt werden konnte. Aktuelle Informationen findet ihr auf der Homepages des AStAs und in der nächsten Univativ

Anzeige

Das Team VOM FASS in Lüneburg wünscht allen einen schönen Sommer!

Unsere neue Internet-Adresse: www.lueneburg.vomfass.de

Und wenn noch etwas fehlen sollte ...
... wir haben

Essig, Öl, Wein, Likör, Whisky,
Wodka, Gin, Absinth ...

VOM FASS Lüneburg
Bardowicker Str. 11
nur 100 m vom Marktplatz!

Zu Schöngeistig?

» Richard David Precht zu Gast an der Leuphana Universität Lüneburg

Mit „Wer bin ich und wenn ja wie viele?“ brachte Richard David Precht ein Buch über die Philosophie auf die Bestseller-Listen – weitere folgten. Mit Univativ sprach er über seine Studienzeit, warum die Bertelsmann Stiftung ihn nicht einstellen wollte und über ein Leben nach dem Hype.

Richard David Precht im Interview mit der Univativ (Foto: S. Rutscher)

Univativ: Herr Precht, in den Medien werden sie als Schriftsteller, Philosoph, Populärwissenschaftler bezeichnet. Wie würden Sie sich selbst vorstellen?
Precht: Ich mag die Definition von Philosophie aus der Aufklärung und den ganzheitliche Ansatz, sich für Naturwissenschaften zu interessieren, für Literatur, Politik und Gesellschaft. Deswegen ist der Begriff Philosoph als Sammelbegriff nicht verkehrt.

Univativ: Und wie stehen Sie zu dem Begriff Populärwissenschaftler?
Precht: In Deutschland hat das Wort Populärwissenschaften immer etwas Negatives. Dabei ist es doch schön, wenn sich viele Menschen für Philosophie interessieren. Das können sie aber nur, wenn es populär, also allgemeinverständlich vermittelt wird.

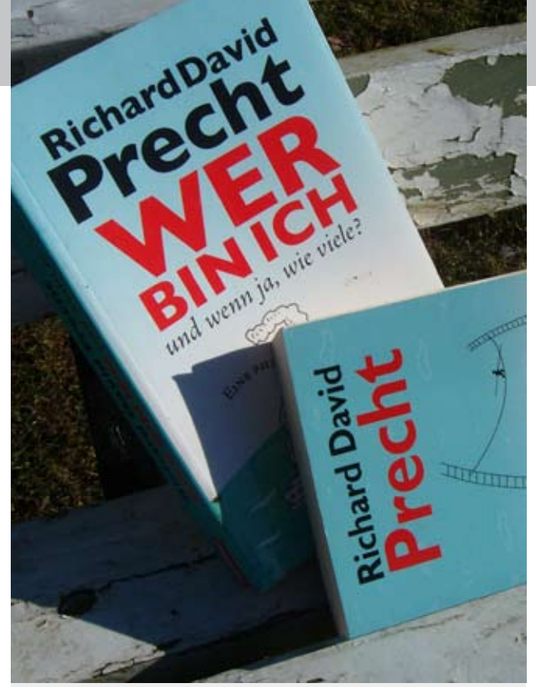
Univativ: Wie ist Ihr Verhältnis zu Wissenschaftskollegen, die im universitären Kontext eingebunden sind?
Precht: Ich habe sehr viel und guten Kontakt zu Wissenschaftlern und Philosophen. Es sind ja zwei verschiedene Dinge, ob man mit ihnen komplizierter spricht, sich mehr mit Detailfragen beschäftigt, oder ob man versucht, die Dinge so aufzubereiten, dass ein möglichst großes Publikum sie versteht. Die Tätigkeiten schließen sich nicht aus.

Univativ: Zieht es Sie manchmal zurück an die Uni?
Precht: Prinzipiell kann ich mir das vorstellen, weil die Arbeit mit Studierenden etwas ist, was ich auch gerne machen würde.

Univativ: Wie haben Sie selbst ihre Studienzeit erlebt?
Precht: Ich habe wahnsinnig gerne studiert und sehr schnell. Wir hatten einen Kreis von leidenschaftlich interessierten Literaturwissenschaftlern und Philosophen. Wir haben uns fast jeden Abend gesehen, Nudeln gekocht, Wein getrunken und noch in der Nacht über erkenntnistheoretische Probleme gesprochen. Ich war sehr ehrgeizig und konnte mir zum damaligen Zeitpunkt überhaupt keinen anderen Beruf vorstellen, als an der Uni zu bleiben.

Univativ: Waren Sie auch manchmal verunsichert?
Precht: Es gab einige Philosophen, die habe ich überhaupt nicht verstanden. Und ich habe mich ja nicht für doof gehalten. Wir hatten einen Professor, bei dem war das so. Da bin ich dann auch nie wieder hingegangen. Nach meiner Dissertation war ich da und habe wieder nichts verstanden. Da dachte ich, das muss ich nicht verstehen.

Univativ: Während Ihres Studiums konnten Sie sich nichts anderes vorstellen, als an der Universität zu bleiben. Wie war Ihr Übergang ins Berufsleben?
Precht: Ich habe den Fehler gemacht, mich für nichts anderes zu interessieren als für meine Studienfächer. Kurz nach meiner Promotion lief meine Assistentenstelle aus und ich war arbeitslos. Ich habe mich an anderen Universitäten beworben, bei der Bertelsmann Stiftung, bei der Weiterbildungsabteilung der Post. Ich habe mit 1,1 Magister gemacht und mit summa cum laude promoviert nach acht Semestern Studium, aber ich wurde nicht ein einziges Mal irgendwo eingeladen.
Die Bertelsmann-Stiftung hatte damals eine Riesenannonce in der ZEIT. Da stand drin „Wenn Sie ein Mensch sind, mit dem man sich über Platon, über die Tiger-Staaten und über Inflationsraten unterhalten kann, dann sind Sie unser Mann.“ Ich dachte: „Super, das bin ich!“. Dann kam eine formale Absage. Aber bei meinen Unterlagen hatte sich das Gutachten auf eine Klarsichtfolie durchgedrückt. Da stand in Großbuchstaben „Zu Schöngeistig!“, dreimal unterstrichen. Es heißt immer, die Wirtschaft bräuchte Geisteswissenschaftler. Aber wenn es hart auf hart kommt, sieht es immer noch schwierig aus.



Mit dem Buch „Wer bin ich und wenn ja, wie viele?“ schaffte Richard David Precht den Durchbruch (Foto: M. Mallwitz)

Univativ: Wie haben Sie sich da heraus manövriert?
Precht: Ich habe es dann irgendwann geschafft, Kontakte aufzubauen. Ich habe mich auf Buchmessen herumgetrieben, zu einem Zeitpunkt, als ich noch schlecht verkäufliche Bücher geschrieben habe, und habe Leute kennengelernt. Es liegt an einem selbst, Kontakte aufzubauen. In dieser Gesellschaft ist es sehr schwer, irgendetwas zu werden, wenn man keine Kontakte hat. Es ist keine Frage des Schicksals, ob man die hat, sondern man kann selbst etwas tun.

Univativ: Was würden Sie rückblickend anders machen?
Precht: Ich würde eine Kombination aus Naturwissenschaften oder Jura und Philosophie studieren. Ein sicheres Standbein sollte man haben. Und es wäre schlauer gewesen, Praktika zu machen und Kontakte aufzubauen. Wenn man sich so sehr auf Geisteswissenschaften konzentriert, dann ist es hochgradig fahrlässig, sich nicht umzuschauen.

Univativ: In welcher Rolle sehen Sie die Geisteswissenschaften in der Gesellschaft?
Precht: Die Bedeutung von Geisteswissenschaften in der Gesellschaft halte ich für sehr hoch. Wir sind umzingelt von einem unglaublichen Maß an Spezialwissen. Wir haben relativ wenige Menschen, die darin ausgebildet sind, das Wissen der verschiedenen Disziplinen zu verstehen und zusammenzuführen. Dafür braucht man Generalisten, die über gewisse Techniken verfügen. Sie müssen ein großes Orientierungswissen haben, schnell sein und Denkwelten verstehen. Wie denken Naturwissenschaftler, wie Philosophen? Und sie müssen Brücken schlagen können. Wichtig ist zum Beispiel auch, frei sprechen zu können. Auf das hat während meiner Ausbildung niemand Wert gelegt.

Univativ: Das heißt, wenn Sie Bildungsminister wären, würden Sie das System gerne ein wenig umkrempeln?
Precht: Ein wenig ist gelinde gesagt untertrieben.

Univativ: Bei Ihrer Recherche haben Sie viele Freiheiten. Wie gehen Sie da vor, wie kommen Sie auf die Themen, über die Sie schreiben?
Precht: Das hat viel mit persönlichen Interessen zu tun, aber häufig hängen diese mit aktuellen Themen zusammen. Ich denke, dass die Finanzkrise und auch einige moralische Verunsicherungen in der Gesellschaft für mich ein starkes Motiv waren, über Moral zu schreiben. Bei der Recherche ist es natürlich ein Privileg, wenn man die Freiheit hat, über seinen Zeitplan halbwegs frei zu verfügen. Da ich sehr viele Veranstaltungen mache, relativiert sich das auch wieder.

Univativ: Wie sehen Sie sich in einigen Jahren, wenn der Hype Richard David Precht nachgelassen hat und Sie weniger unterwegs sind?
Precht: Der Hype wird nicht ewig anhalten können. Zum einen ist es normal in einer Marktgesellschaft, dass irgendwas nur begrenzte Zeit in Mode ist. Darauf muss man sich einstellen. Zum anderen ist mein Leben so obertourig, mit ungefähr hundert Vorträgen im Jahr und vielem anderen mehr, dass ich das vermutlich schon aus gesundheitlichen Gründen gar nicht über viele Jahre machen könnte. Insofern würde ich mir schon überlegen, die eine oder andere Tätigkeit zu machen, die neu schwerpunktartig dazukommt. Aber das ist noch Zukunftsmusik.

Das Interview führte Michelle Mallwitz

Ist das Kunst oder Kann das weg?

» Unterwegs mit der Hochschulpolitischen Campusführung

Wenn die Leuphana den Bachelor-Infotag ausruft, wird die Hälfte der Mensa abgesperrt. Institutionen blockieren den Hörsaalgang. Fremde Menschen stellen merkwürdige Fragen. Der Allgemeine Studierendenausschuss montiert einen Aufsteller: „Hochschulpolitische Campusführung. 12:30 Uhr. Heute. Hier.“ Gespannte Blicke. „Was ist das? Ist das vielleicht so was Kritisches? Werden da negative Sachen erzählt?“ „So ein bisschen schon.“

Betriebsunfall? (Foto: H. Hoja)

Hochschulpolitische Campusführungen werden zu besonderen Anlässen seit zwei Jahren vom AStA angeboten. Ursprünglich nahm sich das Politikreferat der Idee an, einen außerhalb offizieller Programme stehenden Rundgang auf dem Campus anzubieten. Nach der Referatsfusion mit dem Öko- und dem PR-Referat übernahm das Referat für Nachhaltige Öffentliche Aktionen (NOA) diese Aufgabe. Ziel ist es, einen Blick von Studierenden für Studierende auf den Campus zu werfen. Der Peer-Ansatz wird angenommen. Rückmeldungen von TeilnehmerInnen der Führungen in der Erstsemesterwoche bescheinigen, dass Studierende den Campus in kurzer Zeit intensiv wahrnehmen und die Führungen als pädagogisch wertvoll erleben.

Am Bachelor-Infotag 2011 stehen eine Gruppe Osnabrückerinnen und eine Familie aus Berlin am Treffpunkt. AStA-Sprecher Julian Frey, neu gewählt, eröffnet die Campusführung. Matthias Fabian und ich von NOA begleiten ihn.

Die Führung erreicht das Biotop. Es ist noch Winter. Verdorrte Gräser liegen unter den kahlen Obstbäumen. Der Blick erhebt sich in den Himmel. Irgendwo da oben soll nach Ende der Bauphase 2014 der höchste Punkt vom Audimax liegen. Fremde auf dem Campus erhalten die Gelegenheit, eigene Vorstellungen davon zu entwickeln, wie die Leuphana, bekanntlich eine der innovativsten Hochschulen in Deutschland, in vier Jahren aussehen wird. Die Campusführung hat die Aufgabe, Projekte zu hinterfragen. So ist NOA daran gelegen, nach dem Sinn zu fragen, den das Zentralgebäude für Studierende hat, auch für jene, die bis dahin nur die Bauarbeiten erleben werden. Ist das Audimax finanziell überhaupt abgesichert? Braucht diese Universität noch mehr Räume? Wie verändert ein herausragendes Gebäude einen Ort?

Später schlendert die Gruppe an Hörsaal 5 vorüber, einem Bunker, der inmitten von Kasernenhäusern liegt. Seine Rückseite ziert eine farbliche Gesamtkomposition aus schwarzen und weißen Farbbombenwürfen. „Das ist ein künstlerisches Objekt, das während der Startwoche 2009 entstand“, erklärt Julian Frey. Die gutbürgerliche Berliner Familie, die in der Landeshauptstadt schon alle künstlerischen Methoden live erlebt hat, protestiert. „Das ist doch ein Brandfleck! Jemand hat die gesamte Hauswand bei Bauarbeiten verschandelt! Wann machen Sie das denn weg?“ „Ist-das-Kunst-oder-kann-das–weg?“, kommt uns von NOA in den Sinn. Ich fange den Kulturschock auf. „Das ist ein eigener Stil! Das ist wirklich Kunst!“ „Das sieht aber komisch aus.“

Campusfremde kommen an einem einzelnen Tag nur selten an den Orten vorbei, die in den medial inszenierten Startwochen von Bedeutung waren. Dazu zählen Kunstwerke, mit denen nicht gerechnet wird. Es entstehen Diskussionen, die an anderer Stelle nicht stattfinden. Eine kritische Auseinandersetzung schärft die Möglichkeit, sich mit der Universität identifizieren zu können. Meine Erfahrung als Aktive bei den Campusführungen bestätigt, dass Prozesse echter Aneignung initiiert werden. Es entstehen Gefühle und Eindrücke, Teil einer Sache zu sein.

Heike Hoja

Werdender Vater auf Abwegen

» Eine Aufforderung zu mehr Diskussion über das Private

Das Titelthema „Unterwegs“, mein Schreibauftrag „Werdender Vater“. Als ich diesen, ich nenne es mal salopp „Erlebnisbericht“, anfing zu schreiben, gingen meine Gedanken in so unterschiedliche Richtungen, dass ich mittlerweile genügend Stoff für mindestens drei Texte habe. Geschlechterrollen, Männlichkeit(en), Vater sein, Partnerschaft, Familienpolitik(en), hilfloses Schreien, Liebe, Schlafen (?), Tragetuch oder doch Kinderwagen – eine schier endlose Liste an Gedanken, und das nach acht Monaten Vater sein. Nun stelle ich dir, liebe_r Leser_in die Frage, ob du dich eher für einen Artikel über Wickeln nachts um 3 Uhr und Lachkrämpfe kriegen durch „Buuhrufen“ (Erschrecken) interessierst? Oder darf ich dich mit meiner politischen Sichtweise der Dinge beglücken? Da es gerade schwierig ist, mit dir in einen Dialog zu treten, übernehme ich diese Entscheidung dann doch und halte es mit der „Politik der ersten Person“[1], denn das Private, das Familiäre, das Individuelle, das Persönliche, ja, sogar das Wickeln ist politisch und braucht daher Öffentlichkeit. Im Folgenden zwei Fragmente aus meiner Vaterwerdung:

Warum ist Wickeln politisch? „50 % der deutschen Väter finden es schwierig, die Windeln ihres Babys zu wechseln“ und sind damit Spitzenreiter in einer Studie, welche die Vaterrolle in fünf europäischen Ländern vergleicht. Die Wickelkunst betrifft dabei natürlich die „klassische“ Wegwerfwindel, deren Schwierigkeitsgrad sich durchaus mit dem Öffnen und Schließen eines Klettverschluss-Schuhs vergleichen lässt. Nun wickele ich meine Tochter mit waschbaren Stoffwindeln (sparen Ressourcen und beeinflussen zugleich das frühere Trockenwerden), was dann im direkten Vergleich wohl eher der Komplexität der Bedienung eines Mobiltelefons entspricht. Spannenderweise ist das für uns „Männer“ eine ganz normale Sache. Warum also Wickeln nicht? Das hat sicherlich etwas mit Prioritätensetzung und Normalität in unserer Gesellschaft zu tun. Ist es nicht eigentlich wichtiger, dass wir unseren Kindern die ihren Bedürfnissen entsprechende Aufmerksamkeit geben, als beispielsweise mit dem Kumpel über die Bundesligatabelle zu simsen?

In Gedanken nun bei Geschlechterrollen angelangt, wurde ich jäh unterbrochen, denn plötzlich klingelte das Telefon: „Frau Maier*, Kita Kaltenmoor, ich darf Ihnen die Zusage für einen Krippenplatz für Ihre Tochter Nora übermitteln.“ Sofort sprangen meine Gedanken in alle möglichen Richtungen. Wow, wir haben tatsächlich einen Krippenplatz bekommen. Nur warum ausgerechnet in Kaltenmoor (ja, das ist dieser Lüneburger „Problembezirk“), der Kita, die am weitesten vom Wohnort entfernt ist? Und wenn ich ganz ehrlich bin, durchaus der Selbstreflexion fähig, die Öko-alternativ-Kita „Rübe“ wäre dann doch die erste Wahl. Wäre es aber nicht eigentlich besser, würde ich meine Tochter in eine kommunale Kita geben und dort durch meinen Lebensstil Veränderungen anregen, als den „sicheren“ Rückzugs- und Sammelort für Öko-Alternative zu wählen? Durch meine neue Rolle spüre ich plötzlich umso stärker die Schwierigkeit, zwischen meiner Einstellung und meinem Handeln zu vermitteln.

„Unterwegs“ also im Sinne von „Auf zu neuen Ufern“ – eine Reflexion der Vaterrolle in neoliberalen Zeiten.

Sebastian Heilmann
(Der Autor schreibt an seiner Diplomarbeit und versucht sich neuerdings in der Vaterrolle)

[1] Die Politik der ersten Person geht auf die Frauenbewegung zurück, lehnt eine Stellvertreterpolitik ab, fordert eine Politisierung der Privatsphäre.

* Name geändert

Egal ob Tragetuch, oder Kinderwagen - Hauptsache reflektiert unterwegs (Foto: J. Hannemann)

Auf Spurensuche

» Unser Selbst im Internet

Politiker, Datenschützer und selbsternannte Experten erzählen uns die Mär vom transparenten Internetsurfer. Anhand von „Datenspuren“, die wir unweigerlich im Internet hinterlassen, wenn wir es nutzen, ließe sich unsere Identität herausfinden. Aber was ist wirklich dran? Entblößen wir uns jedes Mal, wenn wir Facebook ansteuern oder einen Tweet auf Twitter abschicken?

Die Verwendung des richtigen Namens im Internet wird immer beliebter. Schließlich ist es nicht sinnvoll nur unter einem Synonym – Nickname genannt – zu surfen, wenn man im Netz auch berufliche Kontakte pflegen will. Die Angabe des vollen Namens erleichtert die Spurensuche ungemein. Bereits mit „einfachen“ Suchmaschinen wie Google oder Bing lassen sich erste Anhaltspunkte über eine Person erfahren. Schnell wird der Suchende über diese Seiten auf die verwendeten sozialen Netzwerke geleitet. Auch wenn das Facebook-Profil auf „privat“ geschaltet ist, lässt sich bei Google ein Eintrag dazu finden. Zudem zeigt das Suchergebnis eine Auswahl von Freunden der Zielperson an. Besitzt der Suchende ebenfalls einen Account bei dem einschlägigen „Social Network“, kann die Suche dort weitergehen. Unter Umständen lassen sich dann Konversationen auf der Pinnwand mit Freunden rekonstruieren oder sogar erste Fotos von der Zielperson finden. Der vormals anonyme Name bekommt damit ein Gesicht.

Dabei ist zu bedenken, dass die Zielperson keine exhibitionistischen Veranlagungen an den Tag legen muss. Trotzdem lassen sich viele Informationen finden. Die Suche kann weitergehen: Falls die gesuchte Person den Microblogging-Dienst Twitter benutzt, kann sogar der Tageablauf rekonstruiert und womöglich prognostiziert werden. Viele Tweets verraten dem Suchenden Hobbys, Interessen und Aufenthaltsort der Zielperson. Daraus entstand eine Satire-Seite namens pleaserobme.com, welche Tweets auswertete, die auf eine Abwesenheit des Nutzers von Zuhause schließen lassen. Anschließend wird die Meldung „please rob me“ („raub‘ mich bitte aus“) mit dem passenden Nutzernamen auf der Seite veröffentlicht. Das Online-Tool „TweetStats“ listet zudem auf, mit welchen anderen Nutzern und über welche Themen sich ein bestimmter Twitterer häufig austauscht.

Gibt es das Gespenst vom gläsernen Netzbürger also doch? Vielleicht. Es hängt vor allem von der Freigiebigkeit der Zielperson mit persönlichen Daten ab, ist aber kein Ding der Fiktion. Interessanter ist aber die Frage: Sollten wir uns aufgrund der mehr oder weniger leichten Identifizierbarkeit nicht schon präventiv um unseren guten Ruf im Netz kümmern? Anstatt unsere Facebook-Profile zu verstecken, sollten wir diese eventuell öffentlich machen und gezielt Informationen zu unserer Person angeben, die uns in einem besseren Licht erscheinen lassen. Dies wäre ein sehr guter Ansatz, wenn ihn alle Netzbürger verfolgten. Keiner hätte mehr Geheimnisse vor niemanden, was gleichzeitig das Interesse an einer einzelnen Person schmälern würde. Andererseits spazierten wir, im übertragenen Sinne, mit einem Schild um den Hals, das Name, Anschrift und Namen unserer Freunde preisgibt, durch die Fußgängerzone. Ein Kompromiss könnte sein, dass wir verstärkt darauf achten, was von uns im Internet zu finden ist und ob dies auch von uns selbst dort eingebracht wurde. Nichts ist unangenehmer, als die Verlinkung unseres Namens mit einem peinlichen Foto durch einen Freund ohne unser Wissen. Die Selbstdarstellung im Netz sollte daher mehr selbst- als fremdbestimmt sein. Nur dann verlieren Schnüffelaktionen von Fremden ihre Unheimlichkeit.

David Herborn

In der vermeintlichen Anonymität hinterlassen wir alle eindeutige Spuren (Foto: B. Ohlmann)

Tierwelt in Zahlen

Platz, den die landwirtschaftliche Nutztierhaltung auf der Liste der Ursachen für den Klimawandel belegt	1
Mehrbeitrag der landwirtschaftlichen Nutztierhaltung zur globalen Erwärmung im Vergleich zum gesamten Transportverkehr weltweit, in Prozent	40
Landoberfläche unseres Planeten, der für Viehzucht genutzt wird, in Prozent	30
2008 in Deutschland zum Verzehr gehaltene Tiere, die aus Massentierhaltung stammen, in Prozent	98
Natürliche Lebenserwartung eines Hähnchens, in Jahren	20
Lebensdauer eines Hähnchens in mittlerer Mast, in Tagen	34
Gewichtszunahme eines Kükens in 29 Tagen Mast in Prozent	3443
Hähnchen pro Quadratmeter Fläche gegen Mastende, in Stück	21
Lebensraum, der einer Legehenne in konventioneller Kleingruppenhaltung zugestanden wird, in Quadratmetern	0,08
Nutzfläche, die Mastschweinen mit Durchschnittsgewicht 50-110 Kilo zur Verfügung steht, in Quadratmetern	0,75
Alter, ab dem bei Rindern, Schafen und Ziegen eine Betäubung bei der Kastration vorgeschrieben ist, in Wochen	4
Anzahl genauer Vorschriften der EU für die Verladung von Hühnern	0
Anzahl von Hühnern, die ein durchschnittliches Fangteam („Hühnerstopfer“) von 10 Personen pro Stunde verlädt	10.000
Europaweite Gesamtstrecke von Tiertransporten in deutschen Lastkraftfahrzeugen 2009, in Kilometern	154.410.100
Maximal erlaubte Transportdauer ohne Pause bei Schweinen, in Stunden	24
Zahl der Hühner, die 1960 weltweit geschlachtet wurden, in Milliarden	6
Zahl der Hühner, die 2010 weltweit geschlachtet wurden, in Milliarden	45
2009 in Deutschland geschlachtete Tiere gesamt	717.448.495
Ungewollte männliche Hahnenküken, die in der Legehennenproduktion jährlich am Schlüpftag entweder vergast oder lebendig geschreddert werden, in Millionen	40
Kapazität des im Bau befindlichen Geflügelschlachthofes in Wietze bei Celle, je Linie (Fließband), in Stk. pro Stunde	13.500
In Stück pro Woche gesamt	6.230.016
Benötigte neue Mastanlagen für Hühner à 40.000 Stück, um die Anlage auszulasten	400
Benötigte Menge an Grundwasser zum Betrieb der Anlage, in Litern pro Tag	2.400.000
Kapazität des Betäubungsroboters für Schweine der Firma BANSS, in Stück pro Stunde	650
Rate des “Beifangs” (ungewollte Spezies, die sterbend oder tot zurück ins Meer geworfen werden, nachdem die gewollte Spezies aus den Netzen gesammelt wurde) beim Wildfang von Riesengarnelen, in Prozent	80-90
Anzahl unnötigerweise mitgetöteter Spezies (z.B. Lederrückenschildkröte, Buckelwal) beim Thunfischfang	145
Durchschnittliche Länge eines Schleppnetzes im industriellen Fischfang, in Metern	30
Jahr, in dem laut „Science“ die Weltmeere „leergefischt“ sein werden, basierend auf der aktuellen Fischfangrate	2050
Durchschnittlicher Gesamtfleischverzehr eines deutschen Mannes im Laufe eines Lebens, in Tonnen	7,39
Anteil aller bekannten essbaren Nahrungsmittel(arten), auf die sich Amerikaner beschränken, in Prozent	0,25

Fabienne Erbacher

Tiere zu essen zieht einen langen Rattenschwanz mit sich (Foto: Capitan Giona)

„Solange die Prostituierten hier sind, sind wir für sie da“

» Eine Gruppe Jugendlicher kümmert sich um die Frauen auf St. Georgs Straßenstrich

Sie stehen im Neonlicht der Läden und warten auf den nächsten Freier. Ungemütlich ist es heute im Stadtteil St. Georg. Es regnet, richtiges Hamburger Schmuddelwetter. Olaf Engelmann zieht seinen grünen Parka fester um sich. Von den billigen Imbissbuden weht der Geruch von Pommes herüber. „Solange die Prostituierten hier sind, sind wir für sie da“, sagt der 32-Jährige. Er ist ehrenamtlicher Leiter einer Gruppe Freiwilliger, die sich alle zwei Wochen auf dem Hansaplatz trifft. Im Winter bringen sie den Frauen Tee, im Sommer kühle Getränke. Aber vor allem hören sie ihnen zu.

Die Freiwilligen rüsten sich mit Getränken aus und ziehen los zu den Frauen. Dankbar nehmen diese den dampfenden Tee entgegen. Für lange Gespräche reichen ihre Deutschkenntnisse meist nicht aus – ein Großteil der Prostituierten stammt aus Osteuropa. Mit einem Touristenvisum kommen sie nach Deutschland und arbeiten ohne Gewerbeschein, unter ständiger Angst vor der Polizei. Das verdiente Geld schicken sie nach Hause, viele von ihnen haben kleine Kinder. Doch die Kleinen sehen ihre Mütter nur selten. Wenn sie genug eingenommen haben, fahren die Frauen in ihr Heimatland und kommen ein paar Wochen später zurück nach Deutschland.

Es begann vor vier Jahren, als Engelmann mit zwei Freunden die Gruppe „Jugend betet für Hamburg“ gründete. Jede Woche trafen sich rund 20 junge Helfer aus verschiedenen Kirchen in Hamburg, um für ihre Stadt zu beten. Doch sie wollten mehr tun. So kamen sie Anfang 2008 nach St. Georg und waren erschüttert von den vielen Prostituierten am Straßenrand. Engelmann lacht oft so herzlich, dass seine Augen kaum noch zu sehen sind. Doch wenn er von seinen Erfahrungen in St. Georg berichtet, wird er ernst. Christiana möchte heute reden. Die Kroatin erzählt den Freiwilligen davon, wie schmutzig sie sich fühlt und wie oft sie im letzten Jahr abtreiben musste. In Situationen wie dieser wird der Schmerz greifbar. Manche der Helferinnen können die Tränen nicht zurück halten, wirklich helfen können sie kaum. Der Weg aus dem Gewerbe ist schwer für die Frauen vom Hansaplatz.

Ein paar Meter weiter steht Katrin. Die 19-Jährige Deutsche hat ein rundliches Gesicht, fast kindlich. Noch vor zwei Wochen hatte sie den Freiwilligen voller Stolz erzählt, sie würde aussteigen. Sie wollte bei McDonalds arbeiten, nachdem sie ihre Drogentherapie beendet hatte. Heute sind ihre Augen glasig, ihre Schritte unsicher. Mit niedergeschlagenen Augen erzählt sie, dass sie wieder anschaffen war. Eine „Freundin“ hatte sie dazu überredet. Der Alkohol betäubt ihre Enttäuschung, es nicht geschafft zu haben, auszubrechen.

Doch der Schritt in die Prostitution hinein ist nicht kleiner als der in die Freiheit. Es gibt Männer im Hintergrund, sogenannte Loverboys, erzählt Helfer Engelmann. Der Begriff stammt aus Holland und bezeichnet Männer, die junge Frauen mit geringem Selbstwertgefühl erkennen. Die Loverboys umgarnen solche Mädchen gezielt, laden sie zum Essen ein und bieten ihnen schließlich einen Job im Ausland an – beispielsweise als Kellnerin. Doch hinter der Landesgrenze fällt die Maske: In den meisten Fällen vergewaltigen die Menschenhändler die Frauen, um deren Hemmschwelle vor der Prostitution zu brechen. Die Männer selbst bezeichnen das als „Ausbildung“ der Mädchen, sagt Engelmann. Anschließend werden die „ausgebildeten“ Frauen an einen Zuhälter weitergereicht. Nahezu alle Prostituierten in St. Georg haben einen Zuhälter, der sie aus einer Kneipe beobachtet. Sie sorgen dafür, dass die Frauen auch bei Minusgraden bis zu 15 Stunden am Tag arbeiten.

Tatort St. Georg: Vor allem osteuropäische Frauen werden hier zur Prostitution gezwungen (Foto: X. Zarafu)

In Hamburg sind nur die Süderstraße und St. Pauli für das älteste Gewerbe der Welt zugelassen. Dort beginnen die Preise bei 50 Euro für eine Frau, in St. Georg bei 20 Euro. Frauen, die „freiwillig“ in dem Gewerbe arbeiten, müssen zwischen 30 und 50 Prozent der Einnahmen an ihren Zuhälter abgeben. Wenn eine Frau aus ihrem Heimatland verschleppt wurde, muss sie das ganze Geld an ihren Zuhälter abgeben. Laut Schätzungen der UN leben weltweit 27 Millionen Menschen in moderner Sklaverei. Ein großer Teil davon sind Frauen, die in der Sexindustrie arbeiten müssen. In Europa werden jährlich 500.000 Frauen und Mädchen aus Osteuropa verschleppt, vermutet die UN.

Während die Freiwilligen von „Jugend betet für Hamburg“ ihren Rundgang machen, beobachten sie das Geschäft der Frauen. „Lust auf ein bisschen Spaß? Ich mach‘s dir ohne Gummi“, locken sie vorbeigehende Männer an. Ein Mann Ende 40 verlangsamt seine Schritte und blickt an der Prostituierten herab, als würde er ein Möbelstück kaufen. Ein Ehering glänzt an seinem Finger. Die Aktentasche verrät, dass er von der Arbeit kommt. Das Geschäft ist abgeschlossen, für eine halbe Stunde gehört die junge Frau ihm.

Zurück auf dem Hansaplatz bahnt sich Ärger an: Eine Gruppe Jugendlicher steuert mit großen Schritten auf den Platz zu. Sie treiben einen jungen Helfer vor sich her, der sich gehetzt umsieht. Alarmiert richtet sich Engelmann auf. Als die Halbstarken den schlaksigen Jurastudenten einholen, schubsen sie ihn, sodass er zurücktaumelt. „Was soll das denn, lasst ihn in Ruhe!“, ruft Engelmann ihnen zu. Einer der 20-Jährigen baut sich wütend vor ihm auf: „Er wollte uns fotografieren!“ Beschwichtigend hebt Engelmann die Hände, doch zu spät: Laut klatschend fängt er sich eine Ohrfeige ein. Nach ein paar Minuten sind die Angreifer schließlich davon überzeugt, dass der Jurastudent sie nicht bei ihren Machenschaften fotografieren wollte. Sie umarmen jeden Teilnehmer und entschuldigen sich überschwänglich.

Helfer in der Not: Olaf Engelmann steht den Prostituierten zur Seite (Foto: M. Drögemüller)

Ihre Motivation, trotz gefährlicher Situationen weiterzumachen, finden die Freiwilligen in ihrem Glauben an Jesus, der in der Bibel Prostituierte als wertvolle Menschen behandelt. Dieses Vorbild gibt ihnen Kraft. Die Jugendlichen wünschen sich, dass die Frauen erleben, wie die Liebe Gottes ihr Herz verändert. Wie sie dadurch seelisch heilen und befreit werden von dem Gefühl, schmutzig zu sein. Die Helfer wollen den Frauen vom Hansaplatz zeigen, dass sie mehr sind als Lustobjekte. Langfristig soll ein Haus entstehen, in dem sie aus dem Gewerbe herauskommen. Eine Oase, in der ihre Seele heilen kann. Engelmann würde gern mit Betrieben in Hamburg und in den Heimatländern der Frauen zusammenarbeiten. So könnten die Frauen an einen Job kommen, in dem sie auf menschliche Art ihr Geld verdienen können. Mit diesen Zielen vor Augen werden die Freiwilligen auch in zwei Wochen wieder zu den Frauen gehen. Selbst bei Schmuddelwetter wie heute.

Susanna Andrick

Gutbürger

» Ich kann auch wütend!

Was wurde mir als deutschem Bürger die letzten Jahre nicht alles vorgeworfen: Ich sei politikverdrossen, gar frustriert und ohnehin überhaupt nicht mehr interessiert. Vielleicht noch am Dschungelcamp und meinem persönlichen Wohlergehen. Aber doch bestimmt nicht mehr an der nächsten Wahl oder Deutschland selbst so im Großen und Ganzen. Dann habe ich mich aufgerafft, mich interessiert und protestiert. Ich habe meine Stimme erhoben, in Stuttgart und im Wendland. Und schon ist es wieder falsch. Plötzlich bin ich Wutbürger. Interessiere mich vielleicht für das Große und Ganze, aber im Negativen. Ich blockiere. Schließlich bin ich ja immer nur dagegen.

Ich genieße doch auch lieber die Sonne, als dagegen zu sein (Foto: B. Ohlmann)

Ja also was denn nun? An dieser Stelle möchte ich einmal in aller Deutlichkeit festhalten: Ich bin nicht wütend! Auch nicht frustriert! Noch nicht, denn langsam fehlt nicht mehr viel. Was sind denn eigentlich meine bürgerlichen Rechte und Pflichten? Statt Wutbürger will ich doch eigentlich nur Gutbürger sein. Lange Zeit dachte ich, dass ich das wäre, ein Gutbürger. Ich verfolge die Nachrichten. Zugegeben nicht immer alles, aber den groben Überblick habe ich. Ich gehe wählen. Zwar lese ich mir nicht immer jedes Parteiprogramm durch, aber immerhin landet mein Kreuz immer abseits von NPD und DVU. Und wenn mir was wirklich am Herzen liegt, dann informiere ich mich ein bisschen mehr. Und dann gehe ich auch demonstrieren. Im Wahlbüro musste ich schon mal warten, bis die Kabine frei wurde. Und bei einer Demo war ich auch noch nicht alleine. Also muss es noch mehr Gutbürger geben. Oder solche, die es sein wollen.

Wenn ich ehrlich bin, fühle ich mich in letzter Zeit zunehmend ein wenig beklommen, wenn ich auf Demos gehe. Oder mich öffentlich äußere. Ich will ja keinem Wutbürger in die Quere kommen. Wer weiß, welche Wucht der hat. Da fand ich die Wasserwerfer schon heftig genug. Wenn jetzt noch so ein Wutbürger daher kommt …

Aber wieso wird mir denn überhaupt unterstellt, dass ich wütend sei? Im Bundestag heben sie immer ihre Stimme am Rednerpult. Und innerparteiliche und koalitionsinterne Streitereien scheinen auch an der Tagesordnung zu sein. Ganz zu schweigen vom Oppositions-Gepolter. Also ist in der Politik laufend jemand wütend. Warum darf dann ich nicht? Soll ich nur still mein Kreuz machen? Da verstehe ich Gutbürger-Sein aber anders. Woher soll denn mein Abgeordneter wissen, was ich will, wenn ich nicht mal was sage? Und als mein Vertreter ist er doch bestimmt daran interessiert zu wissen, was ich so denke. Oder? Und wenn ich denke, dass er mich nicht hört oder schlimmer, nicht auf mich hört, dann werde ich eben deutlicher. Und dann verstehe ich das nicht als Dagegen-Sein, sondern als aktive Mitbestimmung. Und wenn mir trotz dieser ernsthaften Versuche des Gutbürger-Seins tatsächlich vorgeworfen wird, Wutbürger zu sein, dann soll es mir recht sein. Dann bin ich gerne wütend!

Michelle Mallwitz

Univativ testet…

» Wandern in Lüneburg

Passend zum Titelthema haben wir drei Redaktionsleiterinnen der Univativ uns auf den Weg gemacht, um eine Wanderroute in Lüneburg für euch zu testen. Die Resonanz fiel recht unterschiedlich aus:

Die Wanderexpertin

Es ist ein kalter Tag, um die null Grad. Am nächsten Tag wird es noch einmal schneien, doch heute ist der Himmel klar. Genau das richtige Wetter zum Wandern. Zu dritt starten wir von der Uni in Richtung Wilschenbruch. Zugegebenermaßen ist der erste Kilometer nicht berauschend. Erst geht es an einer Straße entlang, dann an einem Sportplatz vorbei, von dem aus Musik dröhnt. Doch dann beginnt sie, die Naturidylle. Wir spazieren entlang der Ilmenau. Matschklumpen kleben unter meinen Wanderschuhen. Die kahlen Bäume ragen in den Himmel, in ihren Astspitzen sitzen ein paar einsame Vögel. Kurze Zeit später entfernt sich der Weg von Fluss. Viel zu schnell erreichen wir die Rote Schleuse. Dort esse ich den besten selbstgebackenen Apfelkuchen seit langem. Auf dem Rückweg kommen wir an ein paar schnuckeligen Teichen vorbei, die im Sommer wahrscheinlich noch mehr zum Verweilen einladen als jetzt. Mein Fazit: Um das Wissen einer weiteren schönen Wanderung reicher.

Lina Sulzbacher

Mehr oder weniger geeignet: unsere Wanderschuhe (Foto: L. Sulzbacher)

Der Wanderneuling

Als wir beschließen wandern zu gehen, stelle ich mir vor, wie wir einen Berg erklimmen, uns langsam, still und außer Atem den Weg zum Gipfel erobern. Dass es zum Wandern nicht zwingend ein Gebirge braucht, hat mir zwar einmal jemand erklärt. Als ich aber höre, wohin unsere Wanderung gehen soll, breitet sich Enttäuschung in mir aus: In Lüneburg? Nur ein paar Stunden? Kein Berg weit und breit? Und dann auch noch im Kreis? Ich beschließe, dass für solch eine Nachmittagsveranstaltung keine Vorbereitungen nötig sind: keine Wanderschuhe, keine Wanderkarte, kein Auswendiglernen von Wanderliedern. Das wird uns später zum Verhängnis. Erstens ist die Karte, die wir aus dem Internet heruntergeladen haben, nicht besonders detailgetreu. Wir verlaufen uns. Zweitens stößt das einzige Wanderlied, das ich kenne („Das Wandern ist des Müllers Lust“), nicht unbedingt auf Begeisterung. Trotzdem löst sich meine anfängliche Enttäuschung während wir laufen in Freude auf. Freude über die tiefgrünen Teiche und kleinen Holzbrücken, die wir überqueren, über die klare kalte Luft, die Bewegung im Freien und den unfassbar guten Käsekuchen, den wir im Forsthaus Rote Schleuse genießen. Mein Fazit: Ein gelungener Tag, die Wanderroute empfehlenswert. Für den Anfang.

Birte Ohlmann

Der Wandermuffel

Während ich frierend an unserem Treffpunkt warte, kommen mir erste Zweifel an dieser Aktion. Ich und Wandern? Körperliche Ertüchtigung ist eher nicht so mein Ding und mein perfekter Sonntagnachmittag beinhaltet normalerweise meine Couch und einen Stapel DVDs. Aber ich will nicht kneifen und schon laufen wir entlang der Ilmenau durch den Wald. Etwas missmutig trotte ich Birte und Lina hinterher. Die Wege sind matschig, meine Schuhe werden schmutzig und der Wind zerzaust meine Frisur. Als Birte dann noch Wanderlieder singen will, überlege ich kurz, mir ein Taxi zu bestellen. Endlich ein Lichtblick: Nach der Hälfte des Weges machen wir Pause und der Käsekuchen versöhnt mich wieder. Eigentlich tut die frische Luft nach den vielen Tagen in der Bibliothek ganz gut. Und wie schön die Sonne durch die kahlen Zweige scheint und sich in den Teichen am Wegesrand spiegelt. Am Abend sind meine Beine angenehm schwer und ich fühle mich wohlig müde. Mein Fazit: Nicht so schlimm wie befürchtet.

Christina Hülsmann

Unsere und weitere Wanderrouten in Lüneburg und Umgebung findet ihr unter *www.lueneburg.de/wandern*

Auf in den Festivalsommer

» Festivals 2011 in Lüneburg und Umgebung

Packt eure Campingstühle, Zelte und Grille ein, kühlt das Bier und auf geht es in den Festivalsommer. Weil es nicht immer nur die großen und bekannten Festivals sein müssen, stellt euch Univativ an dieser Stelle kleinere Festivals in Lüneburg und Umgebung vor.

lunatic Festival

Am 10. und 11. Juni steigt wieder das lunatic Festival auf dem Campus der Leuphana Universität Lüneburg. Diesmal findet es zwei Tage lang und zum allerersten Mal auf der Mensawiese statt. Dendemann und Blumentopf sind genauso dabei wie Newcomer aus der Region. Außerdem wird es eine kleinere Bauwagenbühne geben, die sogenannte „Spielwiese“, auf welcher Künstler aller Art zeigen können, was sie drauf haben. Auf der großen Bühne geben sich am Samstag Bonaparte die Ehre. Auch internationale Künstler werden erwartet. Dop aus Frankreich, Ladi6 aus Neuseeland und Philadelphia Grand Jury aus den USA bereiten sich schon intensiv auf ihren Auftritt auf der Mensawiese vor. Das lunatic Festival hat in diesem Jahr zum Thema „Nachhaltigkeit“ einiges zu bieten. Die Aufsteller sind aus Recyclingmaterialien, das Essen Bio und die Initiatoren arbeiten mit dem Sponsor „Viva con Agua“ zusammen. Tagestickets für das lunatic gibt es für 23 Euro, zwei Tage kosten 32 Euro. Weitere Infos findet ihr auf *www.lunatic-festival.de.*

Wutzrock

„Bunt, laut, leise, jung alt, antifaschistisch, professionell und trotzdem nicht kommerziell!“ Das ist die Devise vom Wutzrock-Festival am Eichbaumsee in Hamburg-Allermöhe. Auf zwei Bühnen ist von Reggae zu Elektro, über Ska und Indie-Rock eine bunte Mischung aus allem dabei. Nebenbei gibt es Kinderfeste, Kleinkünstler, Fußballturniere für einen guten Zweck auf einem der ältesten Festivals Norddeutschlands. „Umsonst und draußen!“ ist ein weiterer Vorsatz, den sich das Festival, das 1979 zum ersten Mal stattfand, auf seine Fahnen schreibt. Das Festival finanziert sich durch Spenden und Sponsoren. Außerdem arbeiten alle Helfer und Helferinnen ehrenamtlich, so dass der Eintritt, das Zelten und die drei Tage Musik, Kunst, und Kultur für die mehreren tausend Besucher kostenlos sind. Auch dieses Jahr wieder, vom 26. bis 28. August 2011 am Eichbaumsee in Hamburg. Bisher bestätigte Bands: Danube´s Bank, The Sonic Boom Foundation, Le Fly. Infos und Line-Up kann man unter *www.wutzrock.de* mitverfolgen.

Sarah Benecke & Deborah Kunkel

„Umsonst und draußen!“ Das Wutzrock Festival (Foto: Wutzrock)

Deichbrand Festival

Dass auch an der Nordsee richtig gefeiert wird, beweist seit einigen Sommern das Cuxhavener Deichbrand Festival. Dieses Jahr steigt das dreitägige Highlight vom 22. bis 24. Juli auf dem Seeflughafen Nordholz. Dabei feiern 15.000 Besucher zu Elektro, House, Rave, Hip-Hop und Dance ab. Eingerahmt wird das Ganze unter anderem von Wattwandern, Kitesurfen und Wakeboarden sowie einer Feuer/Pyro-Show. Aber bei Deichbrand ist auch der Naturschutz wichtig, denn immerhin liegt das Wattenmeer direkt vor der Tür. Die Mitgliedschaft im Verbund „Sounds for Nature“ sorgt für eine bessere Umweltverträglichkeit. Überzeugen sollen die Besucher aber auch die für Festivalverhältnisse luxeriösen Sanitäranlagen: wassergespülten Toilettencontainer sowie massig Duschcontainer sind vorhanden. Doch noch wichtiger ist natürlich die Musik und das großartige Line-up: Bad Religion, Die Fantastischen Vier, Die Happy, Westbam, Bullet for My Valentine, Kettcar, Milk & Sugar, In Extremo, Fotos, Le Fly, Broilers uvm. Mehr Infos auf *www.deichbrand.de* – Tickets ab 65€.

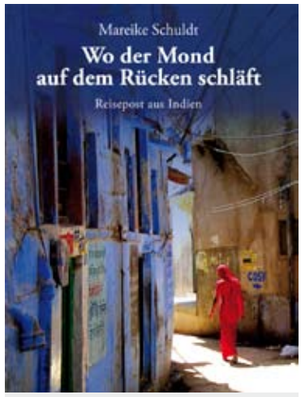
Lajos A. Rakow

E-Mail aus Indien

» Eine ehemalige Lüneburger Studentin berichtet von ihrer Reise

„Armut. Abfall. Dreck. Überbevölkerung. Krankheiten. Gurus. Meditation.“ So ist Indien, denkt man. Auch die 25-jährige Mareike Schuldt denkt so – und fährt hin. Den Daheimgebliebenen bringt sie während der sechsmonatigen Reise das ferne Land durch E-Mails näher, die sie nun in einem Buch veröffentlicht hat. Auf 354 Seiten beschreibt die ehemalige Lüneburger Lehramtsstudentin ihre Reise: beginnend von Mumbai, die Ostküste bis zur Südspitze hinunter, und einmal quer durchs Land in den Norden.

Schuldts Bericht ist umfassend: Jedes Reiseziel wird ausführlich beschrieben, was besonders für diejenigen Leser hilfreich ist, die selber ihre Reise nach Indien planen. Neben den Orten stehen mindestens ebenso die Begegnungen mit Menschen und die Erlebnisse der Autorin im Mittelpunkt.



Mareike Schuldt: „Wo der Mond auf dem Rücken schläft. Reisepost aus Indien“ Erschienen im Drachenmond Verlag, 13,95€.

„Wo der Mond auf dem Rücken schläft“ zeichnet sich durch sprachliche Leichtigkeit und humorvolle Darstellung aus, sowohl der Anderen, wie auch ihrer selbst. Nicht nur die Inder werden in all ihren Eigenarten charakterisiert, auch die Autorin lässt in schonungsloser Selbstreflexion nichts aus: Von Gewichtszunahme, über Schwärmereien bis zu zahlreichen körperlichen und kulturellen „Anpassungsschwierigkeiten“. Sicher: Wer proustsche Sprachkunst erwartet, wird enttäuscht. Für eine Reise in ein fernes Abenteuer, von der Sicherheit der eigenen Couch aus, ist dieses Buch jedoch wunderbar.

Judith Trechsler

Neues Album, neuer Stil

» Die Band Fotos zeigt mit „Porzellan“ ihr Können

Die Hamburger Band Fotos sorgt mit ihrem neuen Album für einige Furore in der Indie-Szene. Mit „Porzellan“ legen die vier Jungs eine Platte vor, die absolut einzigartig ist. Stilwechsel sei Dank: Während sich das erfolgreiche Debüt-Album „Fotos“ noch am Indie-Rock orientierte, hörte man beim Nachfolger „Goldrausch“ eher französische Einflüsse wie von Phoenix.

Die Hamburger Band „Fotos“ (Foto: A Knalpot Photo Production)

Das Release-Konzert fand damals übrigens im Lüneburger AStA-Wohnzimmer statt. Mit „Porzellan“ hingegen bleiben die Fotos ihrer Linie treu: Sie wollen partout nicht als das große Ding einer bestimmten Schublade vermarktet werden und zerstritten sich darüber sogar mit ihrer Plattenfirma. Nach Beendigung dieser Liason konnten sich die Fotos bei „Porzellan“ endlich wieder echte musikalische Freiheiten gönnen.

Das neue Album macht dann auch direkt zu Beginn mit „Alles Schreit“ schnell klar, wohin es dieses Mal geht: Düstere Stimmung, kreischende Gitarre und verhallender Gesang. Manchmal blitzt in Songs wie „Angst“ oder „Nacht“ kurz das hier schöne Gesicht des Pop auf. Und während man sich fragt, was das alles bedeutet, verfängt man sich in den großartig arrangierten Songs: So atmosphärisch, retro und gleichzeitig düster war bisher keine deutsche Band - My Bloody Valentine lässt grüßen.

Seit 2006 haben die Fotos Konzerte in 13 Ländern gegeben, darunter China, Indien & Mexiko. Dieses Jahr könnt ihr die Band u.a. am 28. April im Bremer Lagerhaus oder am 24. Juli auf dem Deichbrand Festival Cuxhaven live erleben.

Lajos A. Rakow

Anzeige

Donnerstag
Ladies Night &
Germany next Topmodel
Live auf Großleinwand
mit Cocktailangeboten

Hemingway's
Café • Restaurant • Bar

Hemingsway´s Café - Bar - Restaurant
Bardowicker Str. 27, 21335 Lüneburg
Telefon: 04131 - 7779012
www.hemingways-lueneburg.de

Anzeige

Eine-Welt-Laden und Umwelt-Laden **im Heinrich-Böll-Haus Lüneburg**

Bio & Fair

30 Sorten Kaffee aus Fairem Handel, vom milden mexikanischen Organico bis zum markanten Espresso aus Afrika · **100 Sorten Wein** aus ökologischem Anbau aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Österreich, Italien und Griechenland · **100 Sorten Bio-Tee**: Schwarztee, Grüntee, Kräutertee, Früchtetee, Gewürztee und aromatisierten Tee **Primavera**: **80 verschiedene** ätherische Öle und Airsprays, schöne Duftlampen und -steine **Kunsthandwerk und Musikinstrumente** aus Afrika, Lateinamerika und Asien

Umweltschutzpapier in bunten Farben und schönen Motiven: für Schule, Büro, zuhaus **T-Shirts** aus Bio-Baumwolle · **Lebensmittel** – fair & bio: Schokolade, Gebäck, Fruchtaufstrich, Honig, Kakao, Reis, Chutney, Kräuter, Gewürze **Schauen Sie doch mal** herein: hier finden Sie viel Schönes für sich und zum Verschenken.

Katzenstraße 2
zwischen Schröderstraße
und Neue Sülze
Telefon 0 41 31/4 10 93

HEINRICH·BÖLL·HAUS
LÜNEBURG